Lemberg, den 9. Oktober 1932

Folge 41.

Należytość pocztową opłacono ryczałtem.
Die Postgebühr ist bar bezahlt.

Erscheint wöchentlich

Ost-Deutsches Volksblatt

Bezugspreis: Jährlich: Polen 12 zł, Deutschland 10 Gmk, Amerika 2½ Dollar, Tschechoslowakei 80 K, Oesterreich 12 S. — Vierteljährlich 3.00 zł, Monatlich: 1,20 zł. Einzelfolge: 30 Groschen.

Vierzehntägig die Beilage: „Der deutsche Landwirt in Kleinpolen." Enthält die amtlichen Mitteilungen des Verbandes deutscher landwirtschaftlicher Genossenschaften in Kleinpolen z. s. z o. o. we Lwowie.
Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.
Schriftleitung und Verwaltung: Lwów (Lemberg), Zielona 11. Telefon 106-38

Hindenburgs 85. Geburtstag.

Ganz Deutschland stand am Sonntag, dem 2. Oktober, im Zeichen der Geburtstagsfeier von Hindenburg. Schon in den frühen Morgenstunden begann in den Garnisonstädten das große Wecken. Besonders in Berlin waren diese Kundgebungen schon vom frühen Morgen an von vielen Tausenden Berlinern besucht. Früh um 7 Uhr zog durch das Brandenburger Tor die Ehrenwache mit rauschender Musik. Alle Gebäude des Staates, der Länder, der Stadt Berlin, alle ausländischen Botschaften und Gesandtschaften hatten Flaggenschmuck angelegt, ebenso zahlreiche Privathäuser. Im Palais des Reichspräsidenten von Hindenburg war ein Glückwunschbuch ausgelegt worden, und von 9 Uhr ab fuhren die Botschafter und Gesandten vor, ferner die Vertreter der Regierung und des öffentlichen Lebens, aus Handel, Industrie, Gewerbe usw., um sich in das Glückwunschbuch eintragen zu lassen. Offizielle Empfangsfeiern fanden nicht statt, da Hindenburg in aller Stille diesen Tag verleben wollte. Gegen 10 Uhr erschien der Reichskanzler, Herr von Papen, mit dem Reichswehrminister General von Schleicher bei Hindenburg, um im Namen der Regierung und der Wehrmacht die Glückwünsche darzubringen. Es waren die einzigen offiziellen Besucher des Tages. Die gesamte Presse des Auslandes gedachte in ehrenden Worten des greisen deutschen Staatsoberhauptes.



Auch unsere Gedanken weilten an diesem Tage in tiefer Verehrung bei Hindenburg, in dem wir das Symbol unermüdlicher Pflichttreue und selbstloser Aufopferung im Dienste des deutschen Volkstums verkörpert sehen.

Hindenburg-Worte.

Die kleine deutsche Wehrmacht steht heute, unberührt von den Kämpfen der Parteien und politischen Meinungen, aufrecht da. Sie wird getragen von dem Gefühl der Verpflichtung gegenüber der großen Tradition unseres alten Volksheeres. Möge es auch weiterhin gelingen, aus der deutschen Reichswehr das wirksame Instrument ehrlichen Friedenswillens zu machen, das sie allein sein soll.

*

Ich habe das Heldenringen meines Vaterlandes gesehen und glaube nie und nimmer, daß es sein Todesringen gewesen ist.

*

Darin, daß wir uns bestreben, unseren toten Kameraden nachzueifern, liegt der schönste Dank, den wir ihnen zollen können.

*

Sieg oder Unsieg liegt in Gottes Hand; der Ehre sind wir selber Herr und König.

*

Ich wünsche und ersehne, daß die Hoffnungen der Völker, insbesondere die Erwartungen des immer noch schwer bedrückten deutschen Volkes nicht enttäuscht werden. Ich hoffe zu Gott, daß aus dem im ehrlichen Willen zur Verständigung gelegten Keime bald der volle und wahre Frieden hervorsprießen möge. Tief durchdrungen vor der in den Herzen der Menschheit lebenden Wahrheit, daß nur Gerechtigkeit, Sittlichkeit und Freiheit die Grundsteine sind, auf denen sich das Zusammenleben der Völker aufbauen und entwickeln kann, wird das deutsche Volk mit aller Kraft unverzagt weiterarbeiten an der friedlichen Wiederaufrichtung und Festigung seines eigenen nationalen Lebens wie auch an der Förderung und Sicherung des Friedens, der allein der Wirtschaft und der Kultur der Welt Fortschritt und Aufbau bringen kann.

*

Daß die deutsche Studentenschaft größtenteils aus eigener Kraft durch die schweren Jahre der Nachkriegszeit hindurchgekommen ist, beweist den guten deutschen Geist, der in ihr steckt. Ich weiß, daß die Zeiten der Not noch nicht ganz hinter uns liegen. Aber das bisher Erreichte läßt uns hoffen, daß wir sie völlig überwinden werden. Was ich dazu beitragen kann, soll gern geschehen.

*

Ich bin durch Alter und Amt berufen, mit den Alten zu leben und zu wirken, aber hoffen und glauben will ich mit Euch, deutsche Jugend, daß Ihr Zukunft und Kraft der Nation seid.

Was in der Welt geschah

Graf Gravina gestorben. Der Hohe Kommissar des Völkerbundes in Danzig, Graf Manfredi Gravina, ist gestorben. Graf Gravina hatte sich einer Darmoperation unterziehen müssen, die auch gelungen war. Im Laufe der folgenden Tage verschlimmerte sich das Leiden, und am 19. September gegen Abend erhielt Graf Gravina die Sterbesakramente, er wurde während der letzten Oelung bewußtlos und ist aus dieser Bewußtlosigkeit nicht mehr erwacht.

*

Sechs Flugzeuge gestohlen. Auf dem japanischen Flugplatz in Mukden wurden am hellen Tage 6 japanische Kriegsflugzeuge von Chinesen gestohlen. Die Chinesen hatten sich als Maler ausgegeben und waren von der Platzwache in die Flugzeugschuppen eingelassen worden. Plötzlich erhoben sich 6 Flugzeuge kurz hintereinander in die Luft. Als japanische Flieger die Verfolgung aufnehmen wollten, mußten sie feststellen, daß die noch vorhandenen Maschinen unbrauchbar gemacht worden waren.

*

Dachskampf gegen Hunde. Durch ein nicht alltägliches Vorkommnis sind einem Förster zwei wertvolle Hunde, ein drahthaariger Foxterrier und ein rauhhaariger Dackel verloren gegangen. Bei einem Reviergang bemerkte der Förster, daß beide Hunde in einen Dachsbau, der vom Dachs bewohnt war, liefen. Der Förster wartete vor dem Eingang des Baues, doch war weder ein Laut der Hunde zu hören, noch kamen die Tiere zurück. Wahrscheinlich sind die Hunde vom Dachs verscharrt worden und konnten sich nicht bewegen. Die Nachgrabungen, die ergaben, daß der Bau 4 Meter tief war, mußten eingestellt werden, da ein Arbeiter bis zur Brust verschüttet wurde.

*

Tauchrekord. Der Naturforscher William Beebe, Amerikas „Tiefen-Piccard", hat mit einer eigens konstruierten Taucherglocke eine Rekordtiefe von 671 Metern bei einem Tauchversuch in einem Korallenriff der Bermuda-Inseln erreichen können. In einer Kurzwellensendung über die National Broadcasting-Gesellschaft beschrieb Beebe seine Eindrücke. Unterhalb 500 Meter herrschte tiefes, absolutes Dunkel. Aber die Tiefsee erschien illuminiert von Hunderten von blauweiß oder grünweiß phosphorisierenden Lichtern, die wie Sterne in der Nacht wirkten. Manche Fische strahlten so starkes Licht aus, daß ihre Umrisse schwach erkennbar waren, wenn sie sich dem Quarzfenster der Tauchglocke näherten. Beebe hat zahlreiche photographische Aufnahmen machen können.

*

Anschlag auf einen russischen General. Der russische General Tuchaczewski, der im Jahre 1920 den bolschewistischen Vormarsch auf Warschau befehligt hat, ist mit dem Moskauer Zuge durch Polen gereist, um in der Gegend von Frankfurt a. O. an den Herbstmanövern der deutschen Reichswehr teilzunehmen. Auf den Zug sind auf russischem Boden kurz vor der polnischen Grenze zwei Attentate verübt worden. Auf einem kleinen Grenzbahnhof feuerte ein Arbeiter einen Schuß auf den Zug ab, wobei die Kugel in das Abteil Tuchaczewskis einschlug. Kurz vor der polnisch-russischen Grenze wurde auf den Schienen der Bahnstrecke, welche der Zug passieren mußte, eine Granate gefunden, die den ganzen Zug in die Luft gesprengt hätte, wenn sie nicht rechtzeitig bemerkt worden wäre.

*

Selbstmord eines Scharfrichters. Im englischen Rochdale hat sich der Scharfrichter Ellis, der 23 Jahre hindurch alle öffentlichen Hinrichtungen ausgeführt hat, selbst das Leben genommen. Ellis hatte kurze Zeit nach der Hinrichtung eines weiblichen Mörders seinen furchtbaren Beruf aufgegeben, hat aber die Schrecken der letzten Exekution, wie er erklärte, nie vergessen und ganz überwinden können. Aus diesem Grunde hat er schon einmal versucht, sich das Leben zu nehmen. Wie er ausgesagt hat, ist er seitdem in jeder Nacht von Angstträumen verfolgt worden.

*

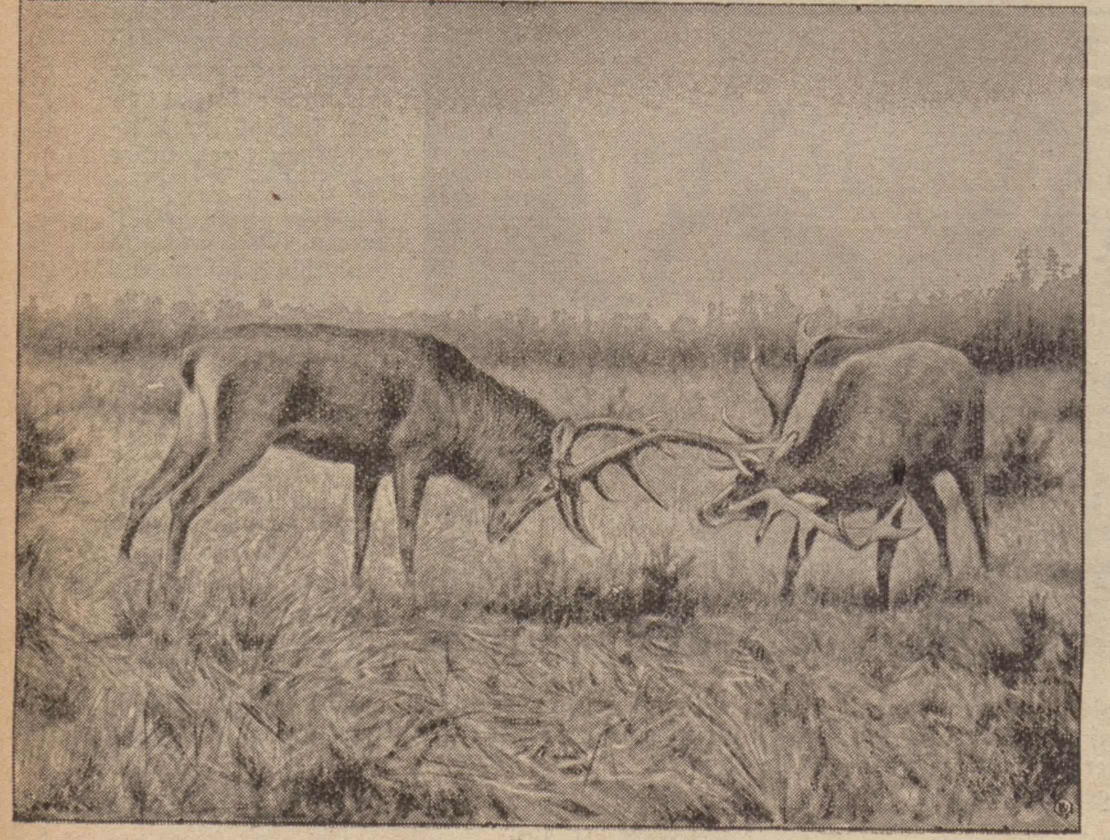
Blinder Luftschiffpassagier. Der „Graf Zeppelin" stieg zu seiner siebenten diesjährigen Südamerikafahrt auf, die diesmal nur bis Pernambuco führt. Die Führung hat Dr. Eckener. Der Nachtwächter des Luftschiffbau Zeppelin bemerkte Sonnabend früh bei seinem Dienstgang durch die Luftschiffhalle an der Hülle des Luftschiffes eine starke Ausbiegung. Er betrat das Innere des Luftschiffes und sah direkt auf der Hülle liegend einen jungen Mann, der sich in das Luftschiff eingeschlichen hatte. Es handelt sich um einen siebzehnjährigen Polen, der schon einmal im Juni dieses Jahres sich in das Luftschiff eingeschlichen hatte, um nach Südamerika zu kommen. Wegen dieses Vergehens mußte er seinerzeit zwei Wochen Strafe verbüßen. Am Samstag löste er eine Eintrittskarte zur Besichtigung des „Graf Zeppelin", versteckte sich dann in der Halle und stieg nach Beendigung der Besichtigungszeit, nachdem niemand mehr in der Halle war, in das Innere des „Graf Zeppelin", um als blinder Passagier nach Südamerika zu kommen.

*

Schiffe werden versteigert. Der Shipping Board der Vereinigten Staaten hat beschlossen, 124 alte Schiffe mit einer Gesamttonnage von 1 054 000 Tonnen zur Abwrackung und Verschrottung zu versteigern. Man hofft auch dieses Mal wieder einen Interessenten wie Henry Ford zu finden, der der Regierung schon einmal eine Flotte von 199 Schiffen mit insgesamt 800 000 Tonnen Verdrängung abgekauft hat, um sie abwracken zu lassen. Die Mehrzahl der jetzt zum Einschrotten bestimmten Schiffe sind deutschen Ursprungs. Sie wurden im Jahre 1918 von den Amerikanern beschlagnahmt und sind jetzt größtenteils veraltet und baufällig. Da der Shipping Board infolge der schlechten Lage der amerikanischen Handelsmarine nicht mehr in der Lage war, die Schiffe an Privatunternehmer zu verpachten, muß er sie auf diese Weise abstoßen. Man nimmt an, daß zurzeit ungefähr 2½ Millionen Tonnen amerikanische Schiffe in den Häfen der Vereinigten Staaten stilliegen.

*

50 Reichsmark für ein Hotel. Für 50 Mark wurde ein Hotel in der Nähe von Kolberg versteigert; es handelt sich um das hart an den Dünen gelegene Hotel „Strandschloß" des Bades Henkenhagen, dessen Besitzer nun für 50 Mark die Gemeinde geworden ist.



Rivalen

Die Hirschbrunst hat wieder begonnen.

Dr. Ludwig Schneiders dreißigstes Schaffensjubiläum

Im laufenden Herbste sind es nun dreißig Jahre geworden, seit Dr. Ludwig Schneider sein Amt als Pädagoge ausübt.

Durch seinen Fleiß und Gewissenhaftigkeit errang er im Lehrberuf eine angesehene Stellung unter den Deutschlehrern und verstand es sehr bald, Polen, Ukrainern und Juden die deutsche Sprache und Literatur nahezubringen und vertiefenswert zu machen. Als er im Jahre 1918 Mitbegründer und durch seine aufopferungsvolle Arbeit Hauptbegründer des deutschen evangelischen Gymnasiums in Lemberg wurde, eröffnete sich vor Dr. Ludwig Schneider ein Arbeitsgebiet, das für die Deutschen von Lemberg und Umgebung von größter Bedeutung war. Schien sich hier doch ein lang gehegter Wunsch aller unserer Eltern und deutschfühlenden Pädagogen zu erfüllen, daß die den evangelischen Volksschulen entwachsenen Kinder sich in ihrer angestammten Muttersprache weiterbilden können. Unerwarteterweise gestaltete sich die Verfolgung dieses scheinbar so einfachen, rechtlichen Zieles zu einem wahren Marterwege. Daß Dr. Ludwig Schneider in all diesen Jahren härtester Prüfung die Kraft aufbrachte, auszuharren, die deutschen Schulkinder zu betreuen, alle Demütigungen über sich ergehen zu lassen, ist ein Beweis, welches unschätzbare Gut an Charakterstärke dem Weinberger Schwabensohn in die Wiege gelegt wurde.

Mögen ihm die Worte des Dankes, welche heute die Elternschaft bekundet, ein Zeichen sein, wie tief sein Wirken in dem Leben seiner Volksgenossen verankert ist. Nicht jedem ist es gegeben, so ganz in dem Wirken für die Allgemeinheit aufzugehen, nicht jedem hat aber auch die Vorsehung eine so schöne und edle Belohnung erteilt, wie Dr. Ludwig Schneider. Es sind dies die heute nicht mehr so wenigen Jünglinge und Mädchen, die das evangelische Gymnasium beendet haben und die verschiedenen Hochschulen besuchen. Dr. Schneider darf mit Stolz auf sie schauen, sie sind ein lebendes Denkmal.

Dr. Ludwig Schneider beschränkte sich aber niemals auf seine rein berufliche Tätigkeit. Er nahm auch lebhaften Anteil am bürgerlichen Leben unserer Gemeinschaft. Die Fragen und Belange der evangelischen Pfarrgemeinde in Lemberg beschäftigten ihn angelegentlich und gaben ihm Gelegenheit, werktätig für die Gemeinde zu wirken, so lange er dem Presbyterium angehörte. Auf dem Gebiete der Schule wie im bürgerlichen Leben ist er immer ein eifriger Förderer der Zöcklerschen Waisenanstalten gewesen. Der Schriftleitung des „Volksblattes" stand er immer nahe und erquickte unsere Leser mit manchen erfrischenden Gedanken. Als im ersten Jahrzehnt der Jahrhundertwende die völkische Bewegung einsetzte, griff er freudig zu und war durch vierzehn Jahre Obmann des „Bundes der christlichen Deutschen in Galizien".

Dr. Ludwig Schneider wurde am 28. April 1875 in der Siedlung Weinbergen bei Lemberg als Sohn des dortigen Tischlermeisters Jakob Schneider geboren und besuchte daselbst die Volksschule beim alten Lehrer Bolek in den Jahren 1881—1889. Erst nach der Konfirmation kam er im Herbst desselben Jahres ins ehemalige zweite Gymnasium mit deutscher Unterrichtssprache in Lemberg, wo er vier Jahre verblieb. Die fünfte Klasse besuchte er im Hernalster Gymnasium in Wien, die sechste bis zur achten wieder am zweiten Gymnasium in Lemberg, wo er 1897 die Reifeprüfung bestand. Nachdem er zwei Jahre bei dem hochverdienten Hebbelforscher, Universitätsprofessor R. M. Werner, in Lemberg Germanistik studiert hatte, ging er als Stipendist nach Graz, woselbst er zwei Jahre bei Anton Schönbach und Seiffert verblieb. Sodann wandte er sich, abermals als Stipendist, für ein Jahr nach Berlin, wo er das Glück hatte, außer R. M. Meyer auch noch Erich Schmidt und v. Willamowitz-Moellendorf zu hören. 1902 bekam er eine Lehrstelle am IV. Gymnasium in Lemberg, bestand 1904 die Lehramtsprüfung und ging im Herbst desselben Jahres für drei Jahre als wirklicher Lehrer an das Gymnasium in Złoczów, worauf er von 1907 bis 1929 als Professor an der I. Realschule (jetzt I. Gymnasium) in Lemberg wirkte. 1906 erhielt er den Doktortitel auf Grund einer Dissertation über den Einfluß von Heines Lyrik auf Gottfried Keller. 1909 wurde er zum Obmann des „Bundes der christlichen Deutschen in Galizien" gewählt und bekleidete diese Würde bis zur Auflösung des „Bundes" am 28. April 1923.

Im Weltkrieg wurde Dr. Ludwig Schneider am 20. Mai 1915 von den Russen verschleppt, in Kiew ins Gefängnis gebracht, und nach Sibirien, oberhalb Jenisseisk, verschickt. Nach der russischen Revolution im Februar 1917 schickte er sich an, in die Heimat zurückzukehren, wurde aber unter dem falschen Vorwurf der Ausspäherei in Krasnojarsk verhaftet. Aus der Haft wurde er unter Verzicht auf das ihm abgenommene Geld entlassen. Beim Eintritt Amerikas in den Krieg bestimmte ihn das Dänische Rote Kreuz zum Leiter der Filiale in Krasnojarsk, dann in Omsk. Infolge Bolschewisierung der österreichisch-ungarischen Kriegsgefangenen im Omsker Lager sah sich Dr. Schneider zur Flucht gezwungen. Nach abenteuerlicher Irrfahrt gelang es ihm, nach Petersburg zu entkommen, wo er jedoch erschöpft und krank das dänische Rote-Kreuz-Asyl aufsuchen mußte. Aus der Gefangenschaft entlassen, wurde er durch das dänische Rote Kreuz in die Heimat befördert, die er am 24. April 1918 glücklich erreichte. So erfreut die Freunde, Verwandten und Angehörigen Dr. Schneiders über seine glückliche Rettung und Rückkehr waren, so erschütternd war das Wiedersehen. Das jüngste Kind wandte sich erschrocken vom Vater ab, es konnte ihn nicht mehr erkennen.

Nun aber ging's wieder mit Volldampf an die Arbeit. Im evangelischen Gymnasium in Lemberg gibt es wohl nicht eine Wandkarte, nicht ein einziges Buch der Schülerlade oder Lehrerbücherei, nicht einen physikalischen Apparat, der nicht von Dr. Schneider persönlich angekauft, inventarisiert und der Jugend zur Benutzung übergeben worden wäre. Was Dr. Ludwig Schneider für das evangelische Gymnasium in Lemberg geleistet hat, kann im Rahmen dieses Aufsatzes kaum angedeutet werden, auch nicht, was er erdulden mußte. Im November 1923 von der Anstaltsleitung entfernt, übernahm er dennoch den Unterricht als Lehrer der deutschen Sprache an diesem Institut, ging 1929 vorzeitig in den Ruhestand, um sich ganz der 1928 wieder aufgenommenen Anstaltsleitung zu widmen. Im Jahre 1931 mußte er sein Amt als Direktor des Gymnasiums abermals in fremde Hände legen, doch behielt er den Unterricht der deutschen Sprache in den höheren Klassen bei.

Wenn Dr. Ludwig Schneider in den Tagen der dreißigsten Jahreswende seines Berufes als Lehrer und Bildner der Jugend zurückblickt auf die vergangenen Zeiten und Mühen, dann möge er in den dankbaren Herzen der Elternschaft seiner Zöglinge einen Funken jenes Glückes erkennen, nach dem er einst in der Jugend gesucht.

Im laufenden Herbst jährt sich zugleich zum 25. Male der Tag, an dem Dr. Ludwig Schneider den Ehebund mit der Lemberger Patriziertochter Olga Friedrich einging. Der Ehe entstammen zwei Töchter, von denen die ältere, Olga, auf Vaters Spuren wandelnd, Germanistik studiert, die jüngere, Emilie, im Juni 1932 die Reifeprüfung bestanden hat. Beide sind Zöglinge des Evangelischen Gymnasiums in Lemberg. Möge es Dr. Ludwig Schneider noch lange vergönnt sein, an der Seite seiner liebenden, treuen Gattin, die ihren Töchtern die beste Erziehung einer christlichen Hausfrau angedeihen läßt, zu wandeln und zu wirken, zur eigenen Zufriedenheit, zum Glücke der Seinen und zum Wohle der Gemeinschaft.

Die Kulturarbeit des Verbandes deutscher Katholiken

Das katholische Deutschtum in Kleinpolen erlitt durch die Auflösung des Bundes der christlichen Deutschen in Galizien im Jahre 1923 einen harten Schlag, denn es verlor seinen Führer und Freund. Insbesondere hätte die Auflösung des Bundes für den Bestand des deutschkatholischen Schulwesens verhängnisvoll werden können, denn dieses war vor die Lebensfrage gestellt. Aber noch im Mai desselben Jahres wurde anläßlich der Jahrhundertfeier der Gemeinde Machliniec ein Schulkomitee ins Leben gerufen, dem es gelang, die Privatschulen im Schuljahr 1923/24 über Wasser zu halten. Inzwischen wurden Beziehungen mit dem in dieser Zeit in Oberschlesien gegründeten Verband deutscher Katholiken in Polen mit dem Sitze in Kattowitz. angeknüpft. Dieser erklärte sich bereit, die katholischen Privatschulen ab September 1924 in seine Verwaltung zu übernehmen. Nun war der Bestand dieser Schulen gesichert und die an ihnen wirkenden Lehrer der materiellen Not enthoben. Zur Gründung von Ortsgruppen obigen Verbandes konnte in den einzelnen Gemeinden noch nicht geschritten werden, weil beide Länder verschiedene Vereinsgesetze besitzen, infolgedessen mußte die Gründung eines eigenen Vereins in Erwägung gezogen werden. Im Oktober 1925 schlossen sich zunächst die Siedlungen der Wojewodschaft Stanislau im Verbande deutscher Katholiken zusammen. Der Sitz desselben ist Mariahilf bei Kolomea. Im folgenden Jahre erfolgte die Gründung eines Brudervereins in der Wojewodschaft Lemberg mit dem Sitze in Münchenthal, Bezirk Jaworów.

Der „Verband deutscher Katholiken" ist ein rein kultureller Verein, der sich zur Aufgabe gemacht hat, deutsches Volkstum und deutsche Kultur in den deutschkatholischen Siedlungen zu heben. Er stützt sich dabei auf die religiösen und völkischen Kräfte seiner Mitglieder. Politische Ziele liegen ihm ganz fern. Diesen Grundsätzen getreu, schritt der Verband im Vertrauen auf Gott, den Helfer der Bedrängten, an seine Arbeit. Ist es ihm auch nicht gelungen, bis jetzt in sämtlichen deutschkatholischen Siedlungen festen Fuß zu fassen, insbesondere in vielen pfälzischen, und befindet er sich auch noch mitten im Aufbau der Arbeit, so kann doch festgestellt werden, daß der V. d. K. die Kulturarbeit des Bundes fortgesetzt und das Nationalbewußtsein der deutschen Katholiken wesentlich gestärkt hat. Im Jahre 1931 wurden in den deutschkatholischen Siedlungen 50 Familienabende mit Aufführungen veranstaltet. Außerdem fanden auch 125 Gesang-, Märchen- und Vortragsabende statt. Insgesamt weilten die beiden Verbandswanderlehrer 262 Tage in den Gemeinden, die Staatsschulen besitzen. Sämtliche 30 Ortsgruppen besitzen Büchereien mit insgesamt 4128 Bänden. Freilich läßt die Leserzahl in manchen Gemeinden viel zu wünschen übrig, aber man muß in Betracht ziehen, daß es äußerst schwierig ist, das in kurzer Zeit wieder gut zu machen, was die Schule in den letzten Jahrzehnten vernachlässigt hat.

Zu den übernommenen sechs Bundesschulen kommt Jammersthal, wo seit 1927 der Unterricht in einem vom Verbande neu errichteten Schulgebäude stattfinden kann. Die Schule in Mariahilf wurde um eine Klasse erweitert und ist jetzt dreiklassig. Daselbst wurde auch ein deutscher Kindergarten eingerichtet. Seit 1929 besteht auch in Machliniec ein Verbandskindergarten. Im Schuljahre 1931/32 wurden die Verbandsschulen einschließlich Kindergärten von 389 deutschen Kindern besucht. In Kornelówka, wo 1927 die öffentliche Schule mit deutscher Unterrichtssprache aufgelöst wurde, unterhielt der Verband in den Schuljahren 1928/30 eine Privatschule. Inzwischen wurde aber wieder in Kornelówka eine Staatsschule, jedoch mit polnischer Unterrichtssprache, eingeführt. In Mühlbach wurde an Stelle der aufgelösten öffentlichen Schule vom V. d. K. ein schmuckes Schulgebäude errichtet. Alle Bemühungen um eine behördliche Konzession für diese Schule blieben erfolglos. Auch hier wurde wieder eine polnische Schule eingerichtet. Die seinerzeit in Rehfeld erhaltene deutsche Sprachschule wurde behördlich geschlossen. Der V. d. K. ist auch nach Maßgabe seiner Kräfte bestrebt, der großen Not auf kirchlichem Gebiete zu steuern. Leider hat er in dieser Beziehung große Hindernisse zu überwinden. Mit Genugtuung kann hervorgehoben werden, daß in letzter Zeit die Kirchenbehörde mehr Verständnis für die traurige Lage der großen Mehrzahl der hierländischen deutschen Katholiken entgegenbringt. So durften z. B. zwei deutsche Redemptoristenpatres aus Karlsbad in der Zeit vom 15. Mai bis 6. Juli 1932 elf Gemeinden, in denen gar nicht oder selten deutsch gepredigt wird, besuchen und deutsche Missionen, die einen überaus großen Erfolg hatten, abhalten. Dem V. d. K. ist es auch gelungen, der in der Nachkriegszeit herr-

schenden großen Not an deutschen Gebet- und Religionsbüchern zu steuern. Tausende Bücher wurden unentgeltlich und Tausende gegen Vergütung des Selbstkostenpreises abgegeben. Auch die Jugend versucht der Verband vor der Verwahrlosung zu bewahren und schreitet daran, sie zu diesem Zwecke in Jugendgruppen zu organisieren. In dieser Beziehung hat der Verband schon kleine Erfolge zu verzeichnen. Um eine katholisch-deutschbewußte Intelligenzschicht, die einstens Führer in der Gemeinde werden soll, heranzuziehen und begabten Burschen und Mädchen das Studium an den Bielitzer Anstalten zu ermöglichen, wurden von V. d. K. Stipendien geschaffen. An den Verbandsanstalten wirken sieben junge Kräfte, die in Bielitz studiert haben.

Neben der kulturellen Arbeit fördert der V. d. K. auch die wirtschaftlichen Organisationen der Gemeinden und arbeitet in dieser Beziehung Hand in Hand mit dem Verbande deutscher landwirtschaftlicher Genossenschaften in Lemberg.

Durch die Vermittlung der V. d. K. wurden schon mehr als 20 Burschen bei deutschen Meistern in Teschen und Bielitz untergebracht. Leider werden in der letzten Zeit infolge der herrschenden Wirtschaftskrise keine Lehrburschen aufgenommen.

Wie aus obigem zu entnehmen ist, geht das Bestreben des V. d. K. dahin, die Kultur in den deutschkatholischen Siedlungen unseres Landes zu heben und das Nationalbewußtsein der deutschen Katholiken zu stärken, damit sie dem angestammten Volke nicht verloren gehen. Er verlangt ferner von seinen Mitgliedern, daß sie dem Glauben der Väter Treue halten und auch ihre Pflichten dem polnischen Staate gegenüber erfüllen.

Wir freuen uns zum Schluß feststellen zu können, daß wir im „Ostdeutschen Volksblatte" ein Sprachrohr gefunden haben, das sich seit seiner Gründung vor 25 Jahren mit warmer Liebe der Belange der hierländischen deutschen Katholiken annahm. Wir hoffen zuversichtlich, daß dies auch fürderhin der Fall sein wird. Möge das „Ostdeutsche Volksblatt" stets die verdiente Beachtung und Verbreitung in unseren Gemeinden finden, damit es das werden kann, was uns not tut, nämlich ein in jeder Beziehung unabhängiges Sprachrohr und Erziehungsblatt.

Jakob Reinpold.

Wochenrückblick

In Abwesenheit des Ministerpräsidenten, der außerhalb von Warschau weilt, fand unter dem Vorsitz des Finanzministers Zawadzki ein Ministerrat statt, der sich mit laufenden Angelegenheiten beschäftigte, sowie auch mit den vier neuen Notverordnungen, die zur Erleichterung der Lage der Landwirtschaft geplant sind. Wahrscheinlich dürfte auch im Ministerrat die Frage der großen Preissenkungsaktion besprochen worden sein, welche die Regierung vorsieht; denn im Anschluß an die Beratung wurde halbamtlich bekanntgegeben, daß in einer der nächsten Ausgabe des Staatsgesetzblattes eine Verordnung des Innenministeriums veröffentlicht werden wird, durch welche die Wojewoden ermächtigt werden sollen, überall nach eigenem Ermessen die Preise von Kohle und Erdöl festzusetzen.

Bis jetzt ist es noch nicht entschieden, wer der neue Völkerbundskommissar von Danzig an Stelle des verstorbenen Gravinas werden soll. Polen möchte auf dieser Stelle den Vertreter einer Kleinmacht sehen und favorisiert den Dänen Rosting vom Völkerbundsbüro für die Danziger Angelegenheiten.

Die Antwort Frankreichs auf die deutsche Gleichberechtigungsforderung lehnt höflich aber bestimmt das deutsche Verlangen auf Gleichberechtigung in der Wehrfrage ab und stellt fest: die Entwaffnungsbestimmungen des Versailler Vertrages, die „dauernden Charakter" haben, müssen, unbeschadet einer etwa später zu beschließenden Vereinbarung über Rüstungsbeschränkungen, bestehen bleiben; d. h. auch weiter Rüstungsungleichheit. Neben diesem klaren „Nein" stehen Andeutungen über Anbahnungsmöglichkeiten: Frankreich will nach einem neuen Rechtszustand durch „Fortschritte" in der Organisation des Friedens suchen, was aber nur schrittweise, wenn die Abrüstungskonferenz zu einem Erfolg geführt hat und die deutsche Aufrüstung unterbleibt, geschehen soll.

Englands Antwortnote steht im Zeichen der Rettung der Abrüstungskonferenz und der Veranlassung Deutschlands zur weiteren Teilnahme an ihr. Sie ist in einem „schulmeisterlichen Ton" gehalten und bezeichnet den deutschen Schritt angesichts der wirtschaftlichen Schwierigkeiten Deutschlands als unklug und im Hinblick auf die Deutschland von seinen Gläubigern erst kürzlich gemachten Zugeständnisse (Lausanne) als besonders unzeitgemäß. England beurteilt die rechtliche Seite des deutschen Anspruchs wie Frankreich: Deutschland kann aus künftigen Abrüstungsabkommen keinen Rechtsanspruch auf Abschaffung der Abrüstungsbestimmungen des Versailler Vertrages ableiten. England stellt fest: diese Abrüstungsbestimmungen des Versailler Vertrages „sind noch bindend und können ihre bindende Kraft nur durch Vereinbarung verlieren". Schließlich umschreibt England das Ziel der Abrüstungskonferenz: „größtmögliche Herabsetzung bei den stark gerüsteten Mächten, bei den schwach gerüsteten Staaten jedenfalls keine materielle Vermehrung."

Deutschland bezweckte mit seinem Gleichberechtigungsvorstoß eine Aussprache mit dem Ziel der Verständigung. Statt darauf einzugehen, meint die „F. Z." „haben die Franzosen wie die Engländer einen großen strategischen Aufmarsch vollzogen und aufs neue die juristischen Stellungen von Versailles besetzt, die durch die Entwicklung von 13 Jahren überholt sind."

Die spanische Nationalversammlung (Cortes) nahm kürzlich zwei Gesetze an, die für Spaniens künftige Politik von großer Bedeutung sind. Sie betreffen: die Agrarreform und das „katalanische Statut". Die Agrarreform enteignet entschädigungslos den Adel mit seinem Großgrundbesitz. Katalonien erhält die Autonomie.

Gandhi, der in einen Hungerstreik eingetreten ist, hat denselben unterbrochen, nachdem zwischen den Führern der Kastenhindus und der Parias eine endgültige Einigung über die Frage der parlamentarischen Vertretung der unterdrückten Klassen zustandegekommen ist, die von England genehmigt wurde.

Aus Stadt und Land

Volkshochschulkursus

(8. 11. bis 8. 12. 1932).

Die Volkshochschule in Dornfeld veranstaltet mit Rücksicht auf die schwere Geldlage der Kreise, aus der ihre Schüler kommen, in diesem Winter zunächst einen einmonatigen Lehrgang und ladet herzlich zur Teilnahme ein. Um der Kürze der Zeit willen ist für diesen einen Monat um so intensivere Arbeit nötig. Der Lehrgang soll folgende Stoffe behandeln:

1. Geschichtlich wollen wir von dem ausgehen, was so viele von der Heimat noch nicht wissen. Dann soll eine Woche uns mit „der Heimat unseres Volkstums", den alten Germanen, beschäftigen. Wir wollen ihren Glauben, ihre Helden, ihr Leben, ihre Sitten und Schicksale zu uns in Beziehung setzen. Eine Woche wird „der deutsche Mensch des Mittelalters" uns beschäftigen, und schließlich wollen wir der letzten Zeit der deutschen Geschichte bis zum Weltkriege und in der Nachkriegszeit nachgehen.

2. Unser Leben als Bürger unseres Volkes und unseres Staates soll eine andere Vortragsreihe behandeln. In der ersten Hälfte wollen wir in polnisches Schrifttum hineinblicken und auch, wenn nötig, polnische Sprache treiben. Die zweite Hälfte dieser Reihe soll Fragen der Staatsbürgerkunde behandeln (Recht und Pflicht jedes Staatsbürgers. Unsere Verfassung. Die Staatsregierung. Sejm und Senat. Die polnischen Verwaltungsbehörden. Das Gerichtswesen. Welche Steuern muß ich bezahlen? Die polnischen Parteien. Wir als deutsche Minderheit).

3. Wenn es gewünscht wird, wird für die weiblichen Teilnehmer des Kursus während der Staatsbürgerkundevorträge eine Vortragsreihe über „Das Leben der Frau" gehalten werden.

4. Eine lebenskundliche Vortragsreihe soll zunächst Fragen zur Verhandlung bringen wie: Hat meine Alltagsarbeit einen Sinn? Was bedeutet der Sonntag? Haus und Hof der deutschen Industriearbeiter. Dann aber sollen auch seelischen Bauern. Landmann und Städter. Der lische Fragen zu ihrem Recht kommen: Leben und Tod. Leben nach dem Tode. Jugend-, Familien-, Gemeindeleben. In der zweiten Hälfte beschäftigen uns dann eigentliche Fragen des religiösen Menschen: Wozu heute noch Glauben? Die Bibel und der moderne Mensch. Was ist Religion? Wir wollen über die Grundfragen des Glaubens uns klar werden und interessante den meisten Menschen unbekannte Abschnitte der Bibel auf ihren Gegenwartswert prüfen.

Ferner wird wöchentlich zweimal des Abends gemeinsames Singen, zweimal Vorführung von Lichtbildern, die die Tagesvorträge erläutern, stattfinden; je ein gemeinsamer Musikabend und je ein Radioabend wird die andern Abende der Woche füllen.

Es wird auch Zeit zu Spiel und Volkstanz sein.

Der Lehrgang ist für Burschen und Mädchen bestimmt. Die Teilnahme kostet einschließlich Verpflegung, Wohnung und Vortragsgebühr 45 Zloty. Betten und Bettwäsche kann ein Teil der Teilnehmer gegen geringe Leihgebühr geliehen erhalten. Wer außerhalb der Volkshochschule in Dornfeld zu wohnen Gelegenheit hat, kann Nachtlager und Frühstück außerhalb der Volkshochschule sich besorgen, muß aber dann den ganzen Tag über (einschließlich Mittag und Abendbrot) in der Volkshochschule sein; dadurch erniedrigt sich der Beitrag um 5 Zloty. Der Kursusbeitrag kann auch in Naturalien entrichtet werden. Der Lehrgang ist so eingerichtet, das auch eine Teilnahme an der ersten oder zweiten Hälfte (je 14 Tage) für den möglich ist, der aus irgend einem Grunde nicht den ganzen Monat beizuwohnen in der Lage ist.

Zweck und Aufgabe der Volkshochschulkurse ist bekannt. Die Teilnehmer sollen einmal auf eine bestimmte Zeit ganz aus ihrem Alltag herausgerissen und in ein gemeinschaftliches Leben hineingestellt werden, dessen Freude oder Aerger sie sich ganz alleine schaffen. Jeder Lehrgang der Volkshochschule ist ein praktischer Lehrversuch, ob man nicht mit dem Nächsten anders zusammen leben kann, als es gewöhnlich in der gegenwärtigen Welt geschieht.

Weitere Anfragen werden gegen beigelegtes Rückporto gern beantwortet und sind ebenso wie Anmeldungen zu richten an: Volkshochschulheim (Wiejski Uniwersytet Ludowy) Dornfeld, p. Szczerzec, koło Lwowa.

Bunter Abend.

Eine Ablenkung von den kleinen Sorgen des Alltags, ein Lichtblick in dem trüben Grau unserer Gegenwart, war der „Bunte Abend", den die Diamantheimer Jugend in den letzten Tagen im August veranstaltete. Ernstes und Heiteres rollte vor den Augen der Zuschauer in bunter Folge vorüber. Die Losung war: die Herzen weit aufzutun, Eindrücke in sich aufzunehmen, sich aufzurütteln zu lassen aus dem Einerlei, alles Unerfreuliche zu vergessen. Bei gut zusammengestellter Vortragsfolge taten die Darsteller ihr Bestes, um den an sie herantretenden Forderungen gerecht zu werden. Sehr gut gefiel der gemischte Chor, der unter Leitung Schwester Marie Moceks manch ernstes, manch reizendes, heiteres Volkslied zum Vortrag brachte. An die Eingangsworte, gesprochen von stud. phil. H. Gorgon, schloß sich der Rütlischwur, eine Szene aus Schillers „Wilhelm Tell". Die Typen der

schweizer Bauern, die sich in stiller Nacht hoch oben im Gebirge versammeln, um der Not ihres Volkes, ihres Landes abzuhelfen, wurden von den Herren: Rech, Nahrgang, Wagner, Hut, Breitmeyer und Kurz lebenswahr und mit Ueberzeugung gegeben. Das gewaltige Bekenntnis der Schwurszene ist uns allen Erlebnis geworden. Der Funke der Liebe für unser Volk und unsere Heimat hat Nahrung erhalten, in dem Bewußtsein, daß schwere, harte Zeit leichter zu ertragen ist in Einigkeit. Das Gedicht „Zu deinem Volke sollst du stehn", gesprochen von G. Wagner, und das Lied der Auslandsdeutschen, gesungen von der männlichen Jugend, schlossen den ernsten Teil des Abends. Nun sprach H. Lehrer Kurz herzliche Worte an die Jugend, er dankte all denen, die Interesse und Verständnis der Jugend entgegenbringen.

Im heiteren Teil, der durch fröhliche Lieder eingeleitet war, sahen wir die Posse „Othellos Erfolg". Trotz der kurzen Zeit, die uns zum Einüben des Stückes geblieben war, ist es durchaus als Erfolg zu buchen. Das Spiel war flott, die Situationskomik gut herausgearbeitet. Das schlichteste Lob ist wohl die Tatsache, daß die Lachmuskeln der Zuschauer in steter Bewegung waren. Das Schlußwort sprach einfach und warm Fr. Adelheid Brennenstuhl, die zu treuem Zusammenhalten, zu ernster Arbeit mahnte. Hoffentlich hat der Abend jedem das Seine gegeben und jeder konnte ein Körnlein davontragen, das Frucht bringen wird. Der Diamantheimer Jugend aber rufen wir ein Heil zu und wünschen von Herzen, der Gedanke der Arbeit für sein Volk möchte in den jungen Köpfen immer klarere Form annehmen, Lebensnotwendigkeit werden, um dann in der Tat ein Zeugnis abzulegen für die innere Lebenskraft der deutschen Jugend auf dem Lande.

Stanislau (Ausflug). Am frühen Morgen des 28. August, einem Sonntag, fuhr der Stanislauer Kirchenchor, dem sich viele Gäste angeschlossen hatten, nach Broczków. Mit Widerwärtigkeiten und Aufregung gings los, dafür war aber die Fahrt in den jungen, sonnigen Morgen um so schöner. Durch Hügelland ging die Bahnfahrt, durch Wälder und Täler, in denen der Morgennebel im Sonnenglanz silbern lagerte. — Ueber 80 Teilnehmer fuhren nach Broczków*). Bald nach der Ankunft in Broczków waren alle Gäste in Quartieren gut aufgeteilt und aufgehoben.

Im Vormittagsgottesdienst, den ein Stanislauer Vikar hielt, sang der Stan. Kirchenchor (auch einige Mitglieder vom gemischten Chor sangen mit) das schöne Lied: „O bleib mir immer nahe, mein Heiland Jesus Christ . . .", das Superintendent D. Zöckler gedichtet und auch vertont hat. — Am Nachmittag zog man in den nahen Wald, da gab es ein frohes Tummeln, Spielen und Reigen. Jung und Alt machte mit. Am Abend veranstalteten die Stanislauer Gäste einen Familienabend im Saale des dortigen Gemeindehauses. Der Saal war überfüllt. Der Stanislauer Chor sang Lieder von Schubert, Goethe, M. Claudius u. a. Dazwischen sang der Chor von Broczków. Dann spielten die Stanislauer zwei heitere Stückchen aus dem Mittelalter von Hans Sachs: „Der tote Mann" und „Das Kälberbrüten". In der Pause zwischen beiden Stücken las Lehrer Schankweiler eine heitere Erzählung aus Rechs: „Die Pfälzer im Osten" vor. Zum Abschluß dieses Abends sangen noch beide Chöre Abendlieder, nachdem Lehrer Schankweiler mit freundlichen Worten den Stanislauern für das Gebotene dankte.

Auch an dieser Stelle sei allen Broczkowern herzlicher Dank gesagt, die durch ihre Einladung und so liebevolle Aufnahme uns Stanislauern einen frohen und sonnigen Tag in ihrem schönen Dorfe bereitet haben. Gern denken wir an diese schöne „Ferienfahrt" zurück.

Stryj. Kirchweihkränzchen. Am Sonntag, dem 16. Oktober d. J., findet im deutschen evangelischen Gemeindehause im Stryj ul. Nowa 7 ein Kirchweihkränzchen statt, zu welchem alle Volksgenossen herzlichst eingeladen werden. Beginn um 20 Uhr. Eintrittskarten für Herren 2.— zł, für Damen 1.50 zł. Gute Salonkapelle, eigene Erfrischungshalle.

---

*) Die gut geglückten Fahrten des Vorjahres lockten viele zur Mitreise.

Beachten!

Auszüge aus dem Gesetz vom 17. März 1932, das im Dz. U. R. P. Nr. 35 vom 25. April l. Js. veröffentlicht ist.

A. **In Sachen der Friedhöfe.**

1. Die Friedhöfe müssen umzäunt sein und den sanitären Forderungen entsprechen (Art. 5, p. 1).
2. Auf jedem Friedhof muß sich ein Leichenhaus befinden, in dem die Leichen bis zur Beisetzung untergebracht werden. Solche Leichenhäuser müssen binnen 5 Jahren, gerechnet von der Veröffentlichung dieses Gesetzes, angelegt werden. (Art. 5, p. 2 und 3.)
3. Für die Benutzung der Friedhöfe und der Einrichtung auf dem Friedhofe dürfen religiöse Verbände oder sonstige rechtliche Personen, denen der Friedhof gehört, Entgelt erheben. Die Höhe dieses Entgeltes bestimmen die berufenen Organe dieser Verbände bzw. Personen. Es muß von der Wojewodschaft bestätigt werden, insofern das Entgelt höher ist, als das auf dem Gemeindefriedhof, oder falls vorhandene rechtliche Vorschriften die Preise nicht anders festsetzen. (Art. 6, p. 3.)
4. Während die Gemeinden verpflichtet sind, auf dem Gemeindefriedhofe die Leichen der innerhalb der Gemeinde Verstorbenen zu bergen, dürfen auf den kirchlichen Friedhöfen die Verstorbenen nur mit Genehmigung des Vorstandes und nur auf den Plätzen, die vom Vorstande angewiesen wurden, beerdigt werden. Allerdings dürfen auch die Verstorbenen anderer Bekenntnisse auf dem kirchlichen Friedhof beerdigt werden, falls im Umkreis von 30 Kilometern vom Sterbeort kein Friedhof oder kein Friedhof des Bekenntnisses vorhanden ist, dem der Verstorbene angehört hat. Letzteres gilt für die nächsten 5 Jahre von Inkrafttretung dieses Gesetzes. (Art. 8, p. 1 u. 15.)
5. Falls in einer Gemeinde kein Friedhof vorhanden ist und die Leiche auch auf einem kirchlichen Friedhof nicht beerdigt wurde, wird die Leiche auf den nächsten Gemeindefriedhof gebracht, wo die Beerdigung erfolgen muß.
6. Die Benutzung des Friedhofs-Terrains für andere Zwecke ist nur 50 Jahre nach der letzten Beerdigung zulässig. (Art. 9, p. 1.)
7. Eine Grabstätte kann nur nach 20 Jahren nach der Beerdigung wieder benutzt werden, und das nur dann, falls von den Angehörigen kein Einspruch erhoben wird und falls für die Stätte der vorgesehene Betrag nicht eingezahlt wird. In diesem Fall gilt die Stätte auf weitere 20 Jahre als belegt. (Art. 10, p. 1 und 2.)

B. **In Sachen der Beerdigungen.**

1. Die Beerdigung von Verstorbenen, mit Ausnahme der an einer ansteckenden Krankheit Verstorbenen, darf nicht vor Ablauf von 24 Stunden nach Eintritt des Todes vollzogen werden. (Art. 1, p. 1.)
2. Spätestens nach Ablauf von 72 Stunden müssen die Leichen aus dem Hause zwecks Bestattung auf dem Friedhofe entfernt werden; falls die Beisetzung hinausgeschoben wird, muß die Leiche im Leichenhaus untergebracht werden. (Art. 1, p. 2.)
3. Die Leichen der an einer ansteckenden Krankheit verstorbenen Personen müssen sofort nach Feststellung des Todes aus der Wohnung entfernt werden und binnen 25 Stunden beerdigt werden.

Das Verzeichnis der ansteckenden Krankheiten wird der Minister für Innere Angelegenheiten bekanntgeben. (Art. 1, p. 3.)

Büchertisch

Lore Heidinger. Dies ist der Titel des neuesten Werkes unseres Heimatdichters Friedrich Rech. Es ist ein Volksstück in fünf Aufzügen, erschienen als 28. Folge der Pfälzischen Heimatbühne, Ein- und Mehrakter in Pfälzer Mundart, Verlag von E. Lincks-Crusius, Kaiserslautern, 1932 (S. S. 69).

Das Stück spielt in einer deutschen Siedlung unserer Zeit. Es spiegelt wie alle Arbeiten Rechs getreulich ein Stück unseres Dorflebens ab. Rech ist bewußt Realist und schildert seine Gestalten mit viel Wahrheit, also nicht ohne Derbheiten und ungeschminkte Art.

Gegenstand ist das Unglück zweier Liebenden, die durch die Umtriebe heimtückischer Feinde, aber auch leichtfertiger Verleumder und endlich durch verhängnisvolle Verkettungen von Außenumständen zugrunde gehen.

Die Handlung ist spannend gebaut und entwickelt sich von Aufzug zu Aufzug immer eindrucksvoller. Immer fester wird das Netz um die stolze Titelheldin gezogen, bis sie glaubt, keinen Ausweg mehr vor sich zu haben als den Tod.

Das Werk nennt sich mit Recht ein Volksstück. Als solches darf es im Aufbau hervorragend Intriguendrama sein. Das gehört zum Stil. Mithin wird eine unbedingte Notwendigkeit gewisser Entschlüsse nicht gerade verlangt werden müssen. Hätte Lore mit ihrem Verzweiflungsschritt noch eine Viertelstunde gewartet, so hätte sich der Irrtum aufgeklärt, in dem sie befangen war. Aber in einem Stück, das sich auf Intriguentechnik aufbaut, muß dem Verfasser so viel poetische Freiheit eingeräumt werden, da sonst das Empörende des Ränkespiels nicht voll zur Geltung käme. Und im Leben kommt es ja leider nur zu oft vor, daß gemeine Ränke in die Schicksale der Menschen eingreifen und, obgleich sie schier offen liegen, erst dann zur Ganze enthüllt werden, wenn es zu spät ist. In diesem Sinne ist das Intriguenstück wohl wahrheitsgetreuer als gewöhnlich angenommen wird.

Die einzelnen Gestalten sind plastisch gebildet, wie immer bei Rech. Er sieht seine Menschen leibhaftig vor sich und es gelingen ihm sowohl charakteristische Typen wie komische und Liebhaber. Aus diesem Grunde sind Rech's Stücke durchaus bühnenfähig und gewinnen erst in der theatralischen Aufführung ihren vollen Inhalt. Das muß auf der Bühne gesehen werden.

Am besten, innig und schlicht, sind seine Mädchengestalten gezeichnet. Die äußerlich stolze, durch ihre Rechtlichkeit selbstsichere, im Grunde gemütsliebe Lore ist ein lieber, gewinnender Mensch. Aber auch die anderen Mädchen, die schalkhafte Dinche, die böse Theres, die stattliche Frau Kathrin, die jugendliche Tilla, die giftige alt Marieliès bilden eine abwechslungsreiche Reihe, wie auf der anderen Seite unter den Männern jeder anders ist: die beiden Väter Heidinger und Krischtjan, die Burschen Henrich, Jakob und der böse Hauser.

Schwierigkeiten bildet wohl nur Martin. Doch hier muß eine geschickte Spielleitung mehr das Motiv der Amerika-Sehnsucht und des Streites mit dem Unteroffizier unterstreichen.

Wir begrüßen das neue Werk! J. R.

Börsenbericht

1. Dollarnotierungen v. 23. 9. bis 28. 9. 1932, priv. Kurs 8.90 bis 8.90.25

2. Getreidepreise pro 100 kg am 28. 9. 1932.

	Loco Verladestation	Loco Lemberg:
Weizen vom Gut	22.25—22.75	24.00—24.75
Weizen Sammelladung	20.50—21.00	22.50—23.00
Roggen — einheitl.	14.00—14.25	16.50—16.75
Roggen Sammelladung	13.00—13.25	15.75—16.25
Mahlgerste	11.75—12.25	14.00—14.25
Hafer	11.00—11.50	13.50—14.00
Buchweizen	12.75—13.25	7.00— 7.25
Kleie Roggen	6.00— 6.50	6.75—7.00
Kleie — Weizen	7.00— 7.50	8.50— 9.00

3. Molkereiprodukte und Eier im Großverkauf:

	Butter Block	Butter Kleinpackung	Sahne 24%	Milch	Eier Schock
23. 9. bis 28. 9. 1932	3.—	3.20	1.10	0.20	5.00

Mitgeteilt vom Verband deutscher landwirtschaftlicher Genossenschaften in Polen Lwów, ul. Chorążczyzna 12.

Der Landwirt in Kleinpolen

Getreiderost — eine drohende Gefahr für unsere Landwirtschaft

In den letzten Jahren erregt eine pilzliche Erkrankung der Getreidearten das Interesse von Wissenschaft und Praxis: der Getreiderost. Früher hat wohl schwerlich der Landwirt bei einer Mißernte die Ursache in diesem unscheinbaren Pilz gesucht, heute hat die Landwirtschaftswissenschaft durch emsige Forschung dafür gesorgt, die Ursachen dieser unerhörten Schäden erkennen zu lassen, die der Rostpilz unseren Ernten zufügt. Viele Gelehrte sind nunmehr am Werke, diese Gefahr für den Landwirt zu bannen. Aber trotz der Bereitstellung wissenschaftlicher Institute für diese Arbeit schlägt uns die Natur doch immer wieder ein Schnippchen. Gerade im heurigen Jahre trat der Rostbefall besonders auf. Auch werden aus den Weizenkammern Südosteuropas von Jahr zu Jahr sich mehrende Schädigungen durch Rost gemeldet, so daß die energische Bekämpfung des Rosterregers bereits eine internationale Angelegenheit der Landwirtschaft geworden ist.

Diesem argen Würger, der besonders gern in unseren Weizenschlägen auftritt, das Handwerk zu legen, ist die landwirtschaftliche Forschung seit Jahr und Tag bemüht. Dabei wurden von einer Reihe von Forschern einheitliche Feststellungen gemacht, die verdienen, unserer Landwirtschaft immer und immer wieder zugerufen zu werden. Sie gipfeln in dem Satze: **Stellt sich in einem Boden ein Kalimangel ein, und dies ist leider bei der Mehrzahl unserer Böden durch umfangreiche Untersuchungen festgestellt, so ist mit einem sicheren Rostbefall zu rechnen, um so mehr, als unsere Weizensorten, und hauptsächlich sind es hier die Wechselweizen, unter starker Rostanfälligkeit zu leiden haben.**

Es wurde die schon früher bekannte Tatsache wiederum erhärtet, **daß hauptsächlich Kalimangel den Rostbefall verstärkt.** Dabei wird die rosthemmende Wirkung der Kalisalze nicht vielleicht, wie früher öfters angenommen wurde, den Nebensalzen, vor allem dem Chlor, zugeschrieben, sondern hier kommt einzig und allein die spezifische Wirkung des Kaliums in Frage.

Ganz auffällig zeigte sich die Kalischutzwirkung bei einem Sommerweizenversuche auf dem Versuchsgute der Bayerischen Landesanstalt für Pflanzenbau und Pflanzenschutz. Die einzelnen Versuchsparzellen waren verschieden gedüngt, und man konnte schon von weitem voraussagen, welche Düngung die einzelnen Parzellen erhalten hatten. Die mit Kali gedüngten Teilstücke waren vollkommen frei von Rost, während die weithin rot leuchtenden Rostparzellen überhaupt kein Kali erhielten. Die Landesanstalt stellte daraufhin in einer Pressemitteilung fest, daß die Ursache des Rostbefalls einwandfrei sich als Folge des Kalimangels erwiesen hat.

Dies sind eindringliche Mahnrufe, die uns allen zu denken geben müssen.

Lehrreiche Zahlen!

Landwirtschaftliche Statistik Polens

Das Statistische Hauptamt hat jüngst ein Sonderheft („Landwirtschaftliche Statistik 1930/31") herausgegeben, dem wir folgende Zahlen entnehmen:

Ackerland gab es in Polen 1930 — 18 448 822 Hektar, 1931 — 18 551 307 Hektar, also 102 485 Hektar mehr. **Wiesen:** 1930 — 3 789 512 Hektar, 1931 — 3 799 369 Hektar. **Obst- und Gemüsegärten:** 536 154 (551 043) Hektar. (Die Zahlen für 1931 geben wir im folgenden in Klammern.) **Wälder:** 8 357 909 (8 321 781) Hektar, woraus zu ersehen ist, daß der Waldbestand binnen einem Jahre sich um 36 128 Hektar verringert hat.

Pferde: 4 046 734 (4 123 545) Stück. **Rindvieh:** 9 056 749 (9 786 389) Stück. **Schweine:** 4 828 641 (7 320 898) Stück. **Schafe:** 2 492 101 (2 598 621) Stück.

Lehrreich sind die Vergleiche, wie die Zahl der Haustiere in Polen und in andern Ländern Europas in dem zehnjährigen Zeitraum 1921—31 gestiegen oder gefallen ist. Wenn wir die im Jahre 1921 vorhandene Zahl der Haustiere durch 100 bezeichnen, dann hatte Polen 1931 — 125 **Pferde**, die Tschechoslowakei — 126, Lettland — 129, Litauen — 147, Oesterreich dagegen nur 98, Deutschland — 94, Schweden — 89, Dänemark — 83, Norwegen — 82 und England gar nur 67 Pferde. Der auffallende Rückgang der Zahl der Pferde in den westeuropäischen Ländern ist damit zu erklären, daß dort die Einführung der künstlichen Fortbewegungs- und Arbeitskräfte (Motore) von Jahr zu Jahr immer mehr zunimmt. Die Zahl des **Rindviehs** ist im gleichen Zeitraum gewachsen; in Polen von 100 auf 121, in Dänemark auf 123, in Litauen auf 139, in Estland auf 141; dagegen gefallen: in Oesterreich auf 99, in Ungarn auf 90, in Rumänien auf 81. Die Zahl der **Schweine** ist in den Jahren von 1921—31 gewachsen: in Polen von 100 auf 138, in Lettland auf 147, in Oesterreich auf 148, in der Tschechoslowakei auf 150, in Deutschland auf 150, in Schweden auf 174, in **Norwegen** auf 267 und in Dänemark gar auf 382! Das heißt, die Schweinezucht hat sich in Dänemark binnen zehn Jahren fast **vervierfacht**, in Norwegen verdreifacht, während sie in Polen noch nicht einmal um die Hälfte größer geworden ist.

Auf 1000 **Einwohner** Polens entfallen gegenwärtig 129 Pferde, 306 Stück Rindvieh, 229 Schweine und 81 Schafe. Da 81 Schafe im besten Falle 240 Kilogramm Wolle liefern können, 1000 Einwohner im Jahre mindestens 1000 Kilogramm Wolle zur Kleidung nötig haben, so sehen wir, daß wir in sehr großem Maß auf die Einfuhr **ausländischer** Wolle angewiesen sind.

Besätes Ackerland gab es in Polen 1931 rund 17 Millionen Hektar, davon unter Roggen 5 Mill. 771 000 Hektar, unter Kartoffeln 2 717 000 Hektar, unter Hafer 2 171 000 Hektar, unter Weizen 1 819 000 Hektar und unter Gerste 1 272 000 Hektar. An erster Stelle produzieren wir also **Roggen** und **Kartoffeln**.

Auf den **Mittel- und Großgrundbesitz**, das heißt, auf Wirtschaften von einer Größe über 50 Hektar, entfielen 2 912 856 besäten Bodens, auf Bauernwirtschaften bis 50 Hektar 13 639 665 Hektar. Der Weizenanbau betrug beim Mittel- und Großgrundbesitz 15 Prozent der bebauten Gesamtfläche, bei den Bauernwirtschaften nur 12 Prozent, dagegen beim Roggenbau 24 Prozent (Mittel- und Großgrundbesitz) bzw. 31 Prozent (Bauerngrundbesitz). Beim Kartoffelanbau betragen die Flächen 13 Prozent bzw. 15 Prozent. Wir sehen also, daß der Bauer in Polen hauptsächlich Roggen und Kartoffeln und etwas Hafer für seine Zugtiere anbaut.

Die **Roggenernte** ergab in ganz Polen im Jahre 1931 rund 57 Millionen Doppelzentner (190 Kilogramm auf jeden Kopf der Bevölkerung) — die Weizenernte 22 Millionen Doppelzentner (70 Kilogramm auf den Kopf) — die **Kartoffelernte** 309 Millionen Doppelzentner (100 Kilogramm auf den Kopf) — und, endlich, die Haferernte 23 Millionen Doppelzentner, oder 60 Kilogramm auf jedes Pferd. Das sind Zahlen, die uns lehren, daß wir bei normalem Verbrauch unsere landwirtschaftlichen Erzeugnisse beinahe selbst verbrauchen können, und daß für eine Ausfuhr nur wenig übrigbleibt.

Winterhonig an die richtige Stelle!

Imkerfreunde, habt ihr nicht schon öfters gehört oder gelesen, daß Bienenvölker trotz reichster Vorratskammern über Winter elenden Hungertodes gestorben sind? — Daran ist nur unzweckmäßige Verteilung der Honigvorräte schuld. Die Bienen können bei großer Kälte nur als geschlossenes Ganzes den Vorräten nachrücken. Stellen sich auf diesem Marsche Hindernisse entgegen, so verhungert das Volk. Lassen wir doch in dieser Sache hauptsächlich die Bienen schaffen; sie treffen schon das Richtige. Das ganze Betriebsjahr über arbeiten die Völker an der Herstellung des Wintersitzes. Es wäre deswegen unsererseits unverantwortlich, wollten wir noch im letzten Augenblick den wunderbar angelegten Wintersitz auseinanderreißen und die herausgenommenen Waben wahllos zurückhängen. Käme dabei eine solche Honigwabe in die Mitte des Wintersitzes, müßte diese wie ein Schild wirken, die winterliche Kugel in zwei Hälften trennen und so die Durchwinterung aufs äußerste gefährden. Also, alle aus den Beuten genommenen Waben in der genau ursprünglichen Anordnung wieder zurückhängen! Unsere hauptsächlichste Arbeit ist nur, den der Durchwinterung gefährlichen Koniferen-, Blatt-, Hederich- und Heidehonig aus den Kränzen über dem Brutlager auszuschleudern und den Ausfall durch Einfütterung von Zuckerlösung wieder wettzumachen. Damit ist die Hauptursache der so gefährlichen Ruhrerkrankung beseitigt.

Brandwunden

Ist bei schweren Verbrennungen die Brandbinde, oft sogar der Hausarzt nötig, so muß sich doch die Hausfrau bei Verbrennungen leichterer Art selbst Rat wissen. — Ich will darum hier das einfachste Heilmittel bei Verbrennungen um so mehr empfehlen, als es immer gleich zur Hand ist. Denn in welchem Hause fände sich kein Salz vor? Hat man sich verbrannt, so legt man sofort Tafelsalz oder fein zerdrücktes Kochsalz auf die brennende Stelle und verbinde sie mit reiner Leinewand. Man wende das einfache Mittel sofort an! Es entstehen dann nicht nur keine Blasen, sondern sogar die Röte der verbrannten Stelle verliert sich ziemlich schnell. Ich wiederhole, daß man das Mittel möglichst sogleich anwenden muß. Das Salz wird von Zeit zu Zeit erneuert. — Ein anderes, auch sehr gutes Heilmittel für verbrannte Stellen am Körper ist das Bestreichen oder Bepinseln (bzw. mit einem Wattebausch auftragen) von Olivenöl und das Belegen der ganzen Brandstelle mit sterilisierter Watte. Nach Wunsch kann auch reine Leinewand unter die Watte gelegt werden. Dieser Aufstrich und Umschlag muß täglich erneuert werden, nach Bedarf auch mehrmals am Tage. — Sollte sich doch die Verbrennung nicht nach einigen Tagen ganz und gar verbessern, so muß man natürlich unbedingt den Arzt holen, was — wie gesagt — bei schweren Verbrennungen völlig unerläßlich ist.

Fragekasten

Frage „Wächter": Wie kann man einen jüngeren Wolfshund scharf machen, aber Kindern und Geschäftskunden soll er nichts tun?

Antwort: Wenn man den Hund in seine Hütte jagt, ein Brett davorstellt und ein Fremder schlägt nach dem Hunde und läuft dann weg, und man läßt nun den Hund hinterherpreschen, dann wird er allmählich scharf auf Fremde. Ebenso wenn der Hund durch einen Lattenzaun gereizt wird und des Tags an der Kette liegen muß. Aber ein gewisses Alter muß er doch erst erreicht haben. Wenn der Herr dabei ist, der ihn füttert und pflegt, dann wird er Kindern und Kunden nichts tun, besonders wenn diese freundlich sind.

Frage: Meine Fohlen benagen sämtliches Holzwerk in Buchten und Koppeln. Wie kann man das verhindern?

Antwort: Wenn selbst Anstreichen mit Karbolineum nichts hilft, dann bleibt als letztes Mittel Benageln mit Blech, was natürlich bei Koppeln undurchführbar ist. Hier können die Stangen mit Stacheldraht benagelt werden oder besser wird die ganze Koppel nur mit Stacheldraht eingezäunt.

Frage: Meine Rinder leiden des öfteren an Verstopfung. Gibt es dagegen ein billiges Hausmittel?

Antwort: Geben Sie Ihren Kühen zuerst eine Zwiebelsuppe aus 3 Kg. Zwiebeln und einigen Kartoffeln, die in 10 Liter Wasser gekocht werden. Diese Suppe erhält jede Kuh in drei Gaben am Tage. Wenn die Verdauung dann wieder arbeitet, gibt man noch ein stärkeres Mittel, bestehend aus Wermut, Enzian und Tausendgüldenkraut.

Frage: Ich habe wenig Dung. Muß man Winterastern, Erdbeeren und Stauden mit Mist zudecken?

Antwort: Sie können auch anderes Deckmaterial (Reisig, Laub usw.) verwenden, nur wärmt das nicht so gut.



Zirkus Hollerbek

Roman von Wolfgang Marken.

(1. Fortsetzung).

Das Verhör der Hausbewohner und des Portiers am nächsten Morgen ergab nichts Positives.

Man hatte wohl jemand die Treppe hinaufgehen hören, aber keiner hatte sich darum gekümmert, wer es sei, denn es war gerade die sechste Stunde, da die meisten Männer von ihrer Arbeit heimkehrten und die Frauen am Herde standen.

Auch der Portier wußte von nichts

Es war nichts feststellbar, auch nicht, wann der Fremde wieder gegangen war.

Dr. Weidel machte ein finsteres Gesicht.

Er untersuchte die ganze Wohnung noch einmal systematisch, studierte die gesamte Korrespondenz des Toten, suchte in seinem Schreibtisch nach Fingerzeigen und fand nicht das kleinste.

Da fiel ihm die Eintrittskarte zum Zirkus ein.

Vielleicht bot sie einen Fingerzeig.

Entweder der Tote hatte sie der Tochter geschenkt, oder der Mörder durch den Toten an die Tochter weitergeben lassen, damit sie aus dem Hause kam.

Dr. Weidel wollte sich umtun. Vielleicht war an der Zirkuskasse ein Hinweis zu erhalten. Zufall nur, aber wie oft helfen Zufälle.

* * *

In der Berliner Morgenzeitung prangten Bilder von dem kühnen Mädchen im Löwenkäfig Ein langer Artikel, sehr geschickt abgefaßt, berichtete von dem Erlebnis, das zehntausend Zirkusbesucher hatten.

War es ein Wunder, daß die Redaktionen schleunigst ihre Reporter zu Toni Hardenberg sandten, um ein Interview mit ihr zu bekommen?

Auch Egon Gast, der Reporter der Morgenpresse, wurde zu Toni beordert, und er war der erste, der klingelte.

Ein großer, stattlicher Mann öffnete ihm und sah ihn mißtrauisch an.

„Was wünschen Sie?"

„Verzeihung! Egon Gast, Reporter der Berliner Morgenpresse. Ich möchte Fräulein Toni Hardenberg sprechen!"

„Das wird schlecht gehen. Fräulein Hardenberg ist augenblicklich nicht da. Kommen Sie mal rein, mein Herr."

Der Reporter folgte dem Manne verwundert.

Im Zimmer lud er ihn ein, Platz zu nehmen.

„Schmidtke!" sagte er dann. „Polizeikommissar Schmidtke!"

„Polizeikommissar?" staunte der Reporter.

„Ja! Sie sind überrascht! Trauriges Ereignis hier! Wackeres Mädel, ich las heute den Artikel, es hatte vor dem Löwen keine Furcht. Zehntausend Menschen freuten sich darüber . . . und jetzt kommt das Tragische, Herr Gast . . . Fräulein Hardenberg fand bei der Heimkehr den Vater tot vor. Was sagen Sie nun?"

„Entsetzlich!"

„Freilich, freilich, entsetzlich. Der alte Herr mit Zyankali vergiftet. Unser Doktor Weidel nimmt so gut wie sicher Mord an, ist hinterher, wie der Teufel hinter der armen Seele, aber jeder Anhaltspunkt fehlt. Es ist jemand bei Herrn Hardenberg gewesen, das haben wir festgestellt, aber wie er aussah, und wann er ging, das weiß kein Mensch. Weiß kein Mensch in diesem neugierigen Hause, wo die Frauen ständig einen Spalt der Tür aufhaben und herausschielen. Es ist doch zum toll werden. Kannten Sie Hardenberg?"

„Dem Namen nach! Er verkehrte im „Schwarzen Ritter" in der Schilkauer Straße, und ich habe ihn da paarmal gesehen. Hardenberg lebte, glaube ich, in sehr ärmlichen Verhältnissen. Aber wie gesagt, ich kannte ihn nur sehr flüchtig."

„Hm! Nun werden Sie freilich von einem Interview mit Fräulein Hardenberg absehen müssen. Sie ist, wie gesagt, nicht da, erledigt ein paar Formalitäten."

„Wie trägt sie den Verlust?"

„Sehr gefaßt! Ich glaube, besonders herzlich war das Verhältnis zwischen Vater und Tochter nicht. Kein Wunder, Herr Hardenberg überließ der Tochter die ganze Sorge für den Lebensunterhalt. Er selber brachte kaum die Miete auf. Und dann soll er auch als Mensch wenig angenehm gewesen sein."

„Kann ich den Toten sehen?"

„Können Sie, er wird aber jeden Augenblick vom Institut für gerichtliche Medizin abgeholt werden. Kommen Sie! Aber erschrecken Sie nicht!"

Es war gut, daß der Kommissar gewarnt hatte, denn als Gast in die verzerrten, von Grauen erfüllten Züge des Toten sah, der in seiner kleinen Schlafkammer lag, da wurde er fast schwach, er mußte alle Willenskraft dagegen aufbieten.

Doch bald hatte er sich wieder voll in der Gewalt.

„Entsetzlich muß der Tod dieses Mannes gewesen sein!"

„Ja! Er ist furchtbar entstellt."

„Und hat man keine Spur?"

„Keine! Nicht die kleinste! Man tappt auch über das Motiv im Dunkel. Es ist nichts gestohlen worden, als Ausweispapiere und ein angefangenes Manuskript, das den Lebensweg eines Vorfahren behandelt. Was will der Täter damit?"

Der Reporter schüttelte den Kopf.

„Hardenberg war arm," fuhr der Beamte fort, „alle seine Verwandten — es sind nur noch drei, wie wir festgestellt haben, und zwar von der Seite seiner Frau aus — sind auch mittellos. Er selbst hatte keinen Verwandten mehr. Hardenberg ist scheinbar der letzte Sproß seines einst glänzenden Stammes."

„Es gibt mehrere Familien Hardenberg."

„Ja, eine ganze Reihe. Hier handelt es sich um eine holländische Linie. Die stirbt mit Tom Hardenberg aus. Die Tochter ist die letzte Ueberlebende."

„Also Erbschaftsdinge kommen nicht in Frage?"

„Nein! Ganz unmöglich! Tom Hardenberg könnte niemand beerben."

„Vielleicht ein Racheakt?"

„Haben wir auch vermutet, aber es ist nicht das leiseste Anzeichen dafür da."

„Selbstmord?"

„Hält die Tochter für ausgeschlossen. Tom Hardenberg hatte förmlich eine Angst vor dem Tode. Und wie sollte er sich ausgerechnet Zyankali beschaffen können. Er, der nachweislich nie mehr als zwei Mark einstecken hatte."

„Hat man in der Korrespondenz des Toten geforscht? Irgendein Anhaltspunkt muß sich doch ergeben!"
„Keiner! Nicht der kleinste."
„Und Spuren?"
„Sind festgestellt worden. Es handelt sich um einen Mann, der Singley-Schuhe trug, mit Gummisohlen. Das ist alles. Man hat noch einen Manschettenknopf gefunden, der ihm vielleicht gehört hat. Es ist aber auch möglich, daß er aus dem Besitz des Toten stammt."
„Kann ich den Knopf einmal sehen?"
Der Kommissar öffnete den Schreibtisch und holte ihn hervor. Der Reporter betrachtete das Stück genau. Stellte sachkundig fest:
„Gold! Der grüne Stein ist ein Smaragd, ein sehr schöner sogar und dazu prachtvoll geschliffen. Schauen Sie nur, was er für ein Feuer wirft."
Der Beamte nickte. „Stimmt! Er muß doch auch ziemlichen Wert haben."
„Im Laden werden Sie für das Paar vielleicht achtzig Mark bezahlen. Wenn Sie aber dieses einzelne Stück verkaufen . . . noch zehn bis fünfzehn Mark könnten Sie vielleicht erzielen. Sie wissen, wie groß die Differenz zwischen Kaufwert und tatsächlichem Handelswert gerade im Schmuckgewerbe ist."
„Richtig! Ich bin gespannt, ob der Doktor mit dem Knöpfchen was tut! Sie schreiben nichts drüber, Herr Gast, nicht wahr?"
„Nein, ich richte mich nach Ihnen, aber wenn Sie die Lösung gefunden haben, dann denken Sie an mich, Herr Kommissar!"
„Bestimmt!"

* * *

Li sah Markolf über die Schulter, als er die Abendausgabe der „Berliner Presse" las.
Er spürte ihre Nähe. Ihr eigenartiges Parfüm drang auf ihn ein. Er wandte den Kopf.
„Was liest du eben, Mark?"

„Eine ganz seltsame Geschichte, Li. „Du wirst dich des jungen Mädels entsinnen, dem wir den gestrigen Erfolg zu verdanken hatten, das mit mir zusammen sogar in den Löwenkäfig ging."
„Meinst du, daß sie den Erfolg ausgemacht hat?"
„Ja, unbedingt! Das Publikum kam von der ersten Nummer an in Stimmung und jene Erregung, die wir Artisten brauchen, um das Beste zu leisten!"
„Möglich! Was ist nun mit dem Mädel?"
„Stelle dir vor! Sie kommt heim und findet ihren Vater tot . . . vergiftet am Tisch sitzen."
„Entsetzlich!" stieß die Tänzerin hervor. „Das arme Ding kann einem leid tun."
„Sie ist sehr zu bedauern, denn sie hat weder Geschwister, noch entferntere Verwandte. Sie ist ganz allein. Ich muß mit Vater sprechen."
„Was gedenkst du denn zu tun?"
„Ich weiß es noch nicht, aber ich glaube, man muß helfen. Vor allem, wenn man den Vater dieses Mädchens zu Grabe trägt, empfinde ich es für uns alle als ein Gebot der Dankbarkeit, dem Sarge zu folgen!"
„Das ist ja nun wieder lächerlich! Keiner kannte diesen Mann!" sagte Li leichthin. „Sammelt für das Mädchen unter dem Personal, vielleicht ist ihr damit mehr gedient. Ich bin für praktische Hilfe."
„Das ist wieder ein anderer Punkt, den ich mit meinem alten Herrn auch besprechen werde."

* * *

Dr. Weidel hat Glück.
Der Kassierer besinnt sich, daß er Platz 57 der Fremdenloge als Steuerkarte — also nur gegen Zahlung des Steuerbetrages — an den Schulreiter Freddy abgegeben hat.
Dr. Weidel begibt sich sofort zu Freddy, früher einmal Graf Fred Barenburg, bekannter Offizier der Vorkriegszeit, heute Schulreiter. Er ist schon sechzig Jahre alt, die man dem straffen, sehnigen Manne aber nicht ansieht. Er wirkt höchstens wie ein guter Vierziger.

Freddy hört dem Kriminalisten aufmerksam zu.
„Das Billett! Ach so! Gewiß, können Sie erfahren. Ich gab es einer guten Bekannten, Fräulein Eleonore d'Ancre."
Der Polizeiarzt kennt sich aus. Es ist eine bekannte Halbweltdame, der trotz ihrer fünfundvierzig Jahre noch große Erfolge nachgesagt werden.
„Warum interessiert sich die Polizei für die Karte?" fragt Freddy so nebenbei.
Dr. Weidel erklärt den Grund ganz offen.
„Jedenfalls ein seltsames Zusammentreffen, daß ausgerechnet diese Karte in die Hände Fräulein Hardenbergs kam."
„Es ist ja sehr leicht möglich, daß die Karte zu dem Mord in keiner Beziehung steht. Immerhin werden Sie verstehen, daß man der Spur nachgehen muß."
„Unbedingt, Herr Doktor! Leider kann ich aber nicht mehr tun, als Ihnen sagen, wem ich das Billett gab."
„Ich danke Ihnen! Das genügt mir schon!"
Als Freddy allein war, grübelte er lange nach. Dann schüttelte er den Kopf.
Er konnte sich mit bestem Willen nicht vorstellen, was Eleonore mit der Sache zu tun haben sollte.

* * *

Dr. Weidel besucht Eleonore d'Ancre, die immer noch eine schöne und interessante Frau ist.
Sie läßt dem Kriminalisten den Fall vortragen. Unterbricht die Ausführungen nur hier und da mit dem Ausruf: „Sehr interessant, wirklich außerordentlich interessant!"
Als der Polizeiarzt schließt, antwortet sie: „Ich muß bedauern, daß ich Ihnen nicht behilflich sein kann. Ich habe die Karte verloren. Wahrscheinlich bei Wertheim. Gestern nachmittag habe ich dort Verschiedenes gekauft. Seltsam, seltsam, auf welchem Umwege gelangte sie in die Hände des kleinen, tapferen Fräuleins?"
Dr. Weidel zuckt die Achseln. Er unterhält sich noch eine kleine Weile mit der Dame, dann zieht er sich zurück.
Als er die Treppe hinuntergeht, kommt ein junges Mädchen in Schürze und Häubchen herauf und grüßt: „Tag, Herr Doktor!"
Dr. Weidel wird etwas verlegen, dann aber lacht er fröhlich.

Er erkennt das Mädchen. Sie war in einen Prozeß verwickelt, war beschuldigt, als Angestellte eines großen Etablissements Silber gestohlen zu haben, und er hatte den wahren Täter, der aus verschmähter Liebe der Angeschuldigten einen Streich spielen wollte, in dem Koch entdeckt.
„Fräulein Schulte . . . was machen Sie denn hier?"
„Ich bin Mädchen für alles bei Eleonore d'Ancre. Kommen Sie etwa von ihr?"
„Ja, aber dienstlich!"
„Oho . . . hat sie Konflikte mit der Polizei?"
„Nein, das nicht, ich habe nur um eine Auskunft gebeten. Wie gefällt es Ihnen überhaupt bei Fräulein d'Ancre?"
„Mir? Gar nicht! Zum Ersten gehe ich, das ist ja schlimmer wie . . .! Schweigen wir davon. Ich rücke zum 1. Oktober."
„Sagen Sie, Fräulein Schulte, wissen Sie zufällig, ob Ihre Gnädige gestern eine Karte für den Zirkus Hollerbek verschenkt hat?"
„Ja, hat sie! Dem Hotelpagen vom Excelsior, der ein Paket brachte."
„So, so! Sie hat mir erzählt, sie hätte die Karte verloren."
„Möglich, daß sie es vergessen hat. Sie ist manchmal nicht ganz klar im Kopfe!"
Dr. Weidel verabschiedet sich.
Gottlob, die Spur ging weiter.

* * *

Im Excelsior stellte der Polizeibeamte durch den Portier sehr rasch den Pagen fest. Der Page gab zu, daß er die Karte erhalten hatte. Er wurde bei seiner Aussage etwas rot und sah verlegen auf seinen Vorgesetzten.



„Was haben Sie mit der Karte getan, junger Mann?" fragt der Kriminalist freundlich.

„Die . . . die . . . habe ich verkauft . . . an Herrn van Holken!"

Der Kriminalist merkte es dem Portier an, daß ihm das Ganze höchst unangenehm war.

„Machen Sie sich keine Sorgen," beruhigte er ihn. „Sie wissen, wir arbeiten ganz diskret. Es ist auch möglich, daß es mit der Karte gar nichts auf sich hat. Also, Herr van Holken nahm die Karte an sich und bezahlte sie Ihnen?"

„Jawohl!" sagte der Page. „Und dann steckte er sie in ein Kuvert, schrieb eine Adresse darauf, und ich mußte sie fortschaffen."

„Wohin haben Sie die Karte getragen?"

„Nach der Gastwirtschaft „Schwarzer Ritter" in der Schilkauer Straße. Dort mußte ich sie bei einem Herrn Hardenberg abgeben."

Dr Weidel zuckte zusammen.

Frohlocken war in ihm. Ein Weg zeigte sich. Er hatte nicht umsonst gesucht.

„War Herr Hardenberg anwesend?"

„Ja, er bedankte sich sehr. Trinkgeld hat er mir nicht gegeben."

„Es ist gut," sagte Dr. Weidel, „ich danke Ihnen!"

„Hardenberg . . . Hardenberg . . ." wiederholte der Portier. „Ich habe doch heute den Namen irgendwo in der Zeitung gelesen."

„Stimmt. Tom Hardenberg — eben der Mann, dem Ihr Page die Karte gab — ist gestern nacht ermordet worden."

„Allmächtiger! Ich sehe schon . . . das gibt einen Skandal!"

„Herr Portier!" rief der Page dazwischen. „Herr van Holken ist doch heute morgen abgereist. Er hat sich doch eine Karte nach Amsterdam besorgen lassen."

„Schade!" seufzte der Kriminalist.

„Gott sei Dank!" echote der Portier.

* * *

Dr. Weidel erstattete auf dem Polizeipräsidium seinem Vorgesetzten, Polizeirat Radeke, Bericht über das Ergebnis seiner Nachforschungen.

Polizeirat Radeke reichte dem Oberinspektor die Hand: „Lieber Doktor, mein Kompliment! Jetzt fahren Sie nach Amsterdam! Sie bearbeiten den Fall weiter. Dieser Holken . . . das scheint mir sehr verdächtig."

„Sicher, Herr Rat. Nachweislich hat er gestern abend gegen sieben Uhr eine Taxe genommen und ist bis zum Wittenbergplatz gefahren. Der Wittenbergplatz liegt aber nicht weit von Hardenbergs Wohnung. Es ist also durchaus möglich, daß van Holken der Mörder ist."

„Auf die Beweggründe bin ich gespannt!"

„Ich auch! Ich fahre also noch heute?"

„Ich bitte darum!"

* * *

Zwei Tage später begrub man Tom Hardenberg.

Nur einige wenige Freunde und Bekannte gaben ihm das letzte Geleit, aber Herr von Hollerbek war mit seinem Sohn und einer großen Schar Artisten gekommen, um dem Mädchen seine Dankbarkeit und Anteilnahme zu zeigen.

Toni war ruhig und gefaßt.

Doch ihr war recht weh ums Herz. Sie fühlte: Da trägt man einen Menschen zu Grabe, der dir am nächsten stand, einen Menschen, der unersetzlich ist, und doch ist dir zumute, als sei es ein heimatloser Fremder, den du begraben hilfst. Dein Mitleid ist nicht größer, dein Schmerz nicht tiefer, als wenn sie einem fremden Menschen gelten würden.

Diese Erkenntnis aber tat bitter weh.

Tiefe Dankbarkeit war in ihr, als sie die Menschen erkannte, die ihr bis vor wenigen Tagen gänzlich fremd waren, mit denen sie ein kleines Erlebnis zusammengeführt, und die trotzdem gekommen waren, um ihr den schweren Gang leichter zu machen.

Der Sarg wurde hinabgelassen.

Ein kleiner Chor sang ein einfaches Grablied. Dann fielen die ersten Schollen herab.

Ein Leben war beendet, nicht vollendet.

* * *

Toni Hardenberg stand Vater und Sohn gegenüber.

Sie sah in das gütige Gesicht des alten Herrn.

„Haben Sie Dank, Herr von Hollerbek!" Sie reichten sich die Hände.

„Armes Kind! Armes Kind! Wir verstehen, wie es Sie getroffen haben muß!"

Stumm schritten sie neben dem Mädchen her.

Vor dem Friedhof wartete Hollerbeks Privatwagen.

„Sie müssen uns erlauben, Sie heimzubringen!" sagte der alte Herr. „Wir müssen mit Ihnen reden!"

Toni nickte und stieg ein.

Als sie dann nach einer halben Stunde in dem einfachen, kleinen Zimmer dem Mädchen gegenübersaßen, da begann der alte Herr:

„Fräulein Hardenberg, nicht der Zufall hat uns miteinander in Berührung gebracht. Nein, im Leben ist alles Gesetz, Bestimmung. Wir schulden Ihnen Dank und wir möchten den Dank abtragen, soweit uns das möglich ist!"

„Dank? Für das Wenige?"

„Das Wenige ist für uns sehr viel geworden. Das kleine Erlebnis bringt uns volle Häuser. Einer hat dem anderen von dem prächtigen Abend erzählt, und die Zehntausend haben andere Zehntausend neugierig gemacht, und alle kommen, weil sie im stillen hoffen, daß noch einmal eine solche Sensation sich ereignen könne."

„Ich freue mich, daß es Ihnen genützt hat."

„Erzählen Sie uns doch ein wenig von sich selber, Fräulein Hardenberg!"

Toni lächelte schmerzlich. „Von mir? Was soll ich sagen Mein Leben ist so einfach, so nüchtern. Ich arbeite in einem Möbel-Abzahlungsgeschäft als Stenotypistin. Ich schreibe tagaus, tagein Mahnbriefe."

„Fürchterliche Tätigkeit!" warf Markolf ein.

„Ja, Freude macht sie nicht. Mir ist oft zumute, als wenn der Menschheit ganzer Jammer aus meinen Briefen hervorgrinse."

„Wollen Sie nicht diesen Posten aufgeben?"

„Das ist nicht so leicht, Herr von Hollerbek. Stellen sind sehr dünn gesät."

„Ich hätte eine Stellung für Sie, Fräulein Hardenberg."

„Sie?" lächelte Toni. „Im Löwenkäfig?"

Herr von Hollerbek verbeugte sich. „Auch das! Aber daran denke ich jetzt nicht. Ich brauche eine tüchtige Sekretärin! Wollen Sie mir das werden?"
Toni sah ihn überrascht an und antwortete nicht gleich.
„Es ist eine schöne, aber keine leichte Aufgabe," sprach der alte Herr weiter. „Aber ich meine . . . Sie hält doch kaum noch etwas in dieser Stadt. Das Schicksal nahm Ihnen Vater und Mutter und versagte Ihnen Geschwister. Kommen Sie mit uns. Wenn wir auch ein festes Heim nicht kennen, wenn es uns auch von Stadt zu Stadt, von Land zu Land treibt, heimatlos sind wir trotzdem nicht, und unser Beruf ist schwer, aber schön."
Toni nickte nachdenklich zu seinen Worten.
„Sie sollen sich nicht heute, nicht morgen entscheiden. Wir sind noch den ganzen Monat in Berlin. Wir warten auf Sie. Immer sind Sie uns willkommen!"
„Ich danke Ihnen, Herr von Hollerbek!" sprach Toni gerührt. „Sie meinen es gut mit mir. Vielleicht . . . wahrscheinlich werde ich kommen. Ich muß nur erst mit mir ins Klare kommen."
Die Männer drückten ihr die Hand und gingen.
Toni aber begann Ordnung in den Räumen zu schaffen und einen Entschluß zu fassen.
Der Entschluß wurde ihr nicht schwer.
Sie wollte das Angebot annehmen, wollte damit ihrem Leben eine neue Wendung geben.
Nachdenklich betrachtete sie die Möbel. Alt, wenig wert. Für alles zusammen würde sie keine hundert Mark erlösen, das wußte sie, denn es war mehr oder weniger alles Feuerholz. Zur kleinsten Neuanschaffung hatte es nicht gelangt.
Ihre Ersparnisse betrugen genau neunundachtzig Mark. Sie entsann sich noch der Weihnachtsgratifikation, die sie erhalten hatte. Elf Mark hatte sie für das Weihnachtsfest ausgegeben, den Rest auf einer Sparkasse angelegt.
Diesen Monat konnte sie noch im Geschäft arbeiten, dann konnte sie noch ein paar unumgänglich notwendige Anschaffungen machen.
Also vom Ersten des kommenden Monats ab: Sekretärin bei Hollerbek! Das war ein Posten, um den sie alle ihre Kolleginnen beneiden würden, denn alles schwärmte für Markolf von Hollerbek.

Sie dachte an den schönen Mann und Freude erfüllte sie, daß sie ihn in Zukunft öfter sehen und sprechen konnte. Mehr wollte sie nicht.
Am Abend nahm sie noch einmal den Nachlaß des Vaters vor.
Sie studierte die Briefe, die begonnenen Manuskripte durch, aber sie fand nichts, das ihre Aufmerksamkeit irgendwie erregte.
Eins nach dem anderen verbrannte sie, denn die Polizei hatte die Schriften freigegeben.
Nur die alte Familienchronik der Hardenbergs, der zahlreiche Briefe beilagen, nahm sie an sich und verpackte sie gut.
Die Papiere ihres Vaters waren auch jetzt nirgends zu finden, ebenso fehlte das Manuskript über der Vorfahren.
Die alten Kleidungsstücke des Vaters packte sie zusammen und schrieb eine Karte an die „Arbeitslosenhilfe", die sie um Abholung bat.

Ihre wenige Garderobe war bequem in dem großen Koffer unterzubringen. Das Leben hatte sie noch nicht mit schönen Kleidern verwöhnt.
Alles war in Ordnung.
Es bangte ihr ein wenig, allein in der Wohnung zu sein, in der ihr Vater ermordet worden war.
Unwillkürlich erhob sie sich und sah nach, ob alles gut verschlossen war.
Dann überlegte sie. Noch etwa ein Monat sollte vergehen, ehe sie ihre Stellung aufgeben konnte. Nein, sie mußte versuchen, sofort loszukommen, sie hielt es nicht aus, in der Wohnung noch so lange allein zu bleiben.
Toni beschloß, sofort ins Geschäft zu gehen und um die Entlassung zu bitten.

Der Chef war übellaunig. Es paßte ihm nicht, daß seine Angestellte nicht sofort vom Begräbnis an ihre Arbeit gegangen war.
Toni sagte nichts dazu, denn sie wußte, daß Abraham Schleewein ohne jedes Gefühl war.
„Ich möchte um meine Entlassung bitten, Herr Schleewein!"

Der alte Mann sah erstaunt auf.
„Ah . . . das ist gut! Was wollen Sie denn anfangen?"
„Mir ist eine Stellung angeboten worden, die ich annehmen möchte."
„Wo? Bei der Konkurrenz?"
„Nein! Als Sekretärin bei dem Zirkus Hollerbek."
Schleewein wiegte den Kopf hin und her.
„Hollerbek . . . no . . . was wird Ihnen geben der Hollerbek . . . sagen wir einhundertfünfzig Mark . . . und müssen sich selber verpflegen."

„Ich habe die Gehaltsfrage noch nicht erörtert."
„So, so! Bilden sich nun wohl ein, nun geht eine Fahrt ins Glück los, was?"
„Ich bilde mir nichts ein, ich erhoffe aber einen guten Arbeitsplatz, den ich richtig ausfüllen kann."
„Wann wollen Sie denn antreten?"
„Gleich, Herr Schleewein!"
„Gleich . . . gleich, das geht nicht, das geht unter keinen Umständen! Wenn Sie gleich gehen, dann zahle ich Sie nicht aus!"
Da wurde Toni rebellisch. „Alter Geizkragen", dachte sie, „suchst du schon wieder eine Gelegenheit, einem armen Mädel ein paar Mark abzuknapsen?"
„Sie werden das Arbeitsverhältnis sofort lösen, Herr Schleewein."
„Kommt nicht in Frage!"
„Sie werden mir sogar mein ganzes Monatsgehalt auszahlen. Ich verlange das!"
„Verlangen können Sie, o ja! Aber ich geb' nix! Gar nix!"
Toni blieb ganz ruhig. „Herr Schleewein, ich weiß, daß Sie ein ganz erbärmlicher Schuft sind . . .!"
„Was bin . . . ich . . hinaus, hinaus . . . ich verklag' Ihnen!" schrie Schleewein in höchster Aufregung. „Was bin ich . . . ä Schuft?"
„Ja! Und wenn ich binnen vier Minuten nicht mein Gehalt hier liegen habe und ein anständiges Zeugnis dazu, dann gehe ich zum Staatsanwalt und mache ihn ein wenig auf ihre Geschäftspraktiken aufmerksam. Seit einem Monat sehe ich klar, wie Sie arbeiten. Soll ich Ihnen ein halbes Dutzend Fälle aufzählen, wo Ihre Halsabschneiderei klar zutage liegt? Ich nenne Ihnen nur: Baumgarten, Glaser und Stilke. Genügt das?"
Schleewein war plötzlich wie umgewandelt.
„Aber Frailein Hardenberg . . . nehmen Sie nur alles nicht so wörtlich! Wird doch der alte Schleewein Ihrem Glücke nicht stehen im Wege. Ich werde Ihnen geben das Geld und das Zeugnis! Waren e tüchtige Kraft!"
Toni erhielt Geld und Papiere und verläßt schleunigst den alten Schleewein.

* * *

Am nächsten Morgen rechnet Toni mit ihrem Hauswirt ab.
Sie stellt ihm die Wohnung samt allen Möbeln zur Verfügung. Der Hauswirt zahlt ihr dafür einen Hundertmarkschein.
Dann sieht sie noch einmal die Schränke und Kasten durch und packt die restlichen Habseligkeiten in den Koffer.
Sie ist nun fix und fertig und will sich nur noch von der guten Beyerle verabschieden, da klingelt es.
Toni öffnet. Dr. Weidel ist da, eben aus Amsterdam zurückgekehrt.
Toni ist überrascht und bittet ihn einzutreten.
Als sie sich am Tische gegenübersitzen, berichtet Dr. Weidel über den Gang seiner Nachforschungen.
Er schildert vor allem die Entdeckung der Spur, die zu seiner Reise nach Amsterdam Anlaß gab.

(Fortsetzung folgt.)



Unser Igel

Es lohnt sich schon einmal, über unseren Igel einige aufklärende Worte zu sagen, da die Unwissenheit und Böswilligkeit der Menschen diesem überaus nützlichen Tiere oft arg mitspielt. Der geringe Schaden, den der Igel anrichtet, kommt gegenüber dem von ihm gebrachten Nutzen kaum in Betracht. Wenn man z. B. sagt, daß der Igel gern Hühnereier fresse und zu gelegener Zeit unter dem Hausgeflügel Schaden anrichte, so ist das noch nicht dadurch erwiesen, daß man Igel in den aufgestellten Eisen gefunden hat, die wahrscheinlich die Missetat irgendeines Marders auf sich nehmen mußten, wenn sie eifrig ihrem Mäusefang oblagen.



Der Nutzen, den der Igel durch die Vertilgung schädlicher Tiere bringt, ist groß und verdient er anstatt der ihn gewöhnlich treffenden Verachtung vollste Teilnahme und ausgedehntesten Schutz. Er ist zwar ein beschränkter, aber gutmütiger, ehrlicher, treuherziger Geselle, der harmlos in das Leben schaut und sich so hohe Verdienste um das Gemeinwohl erwirbt, daß man ihn nicht verfolgen oder aus reiner Jagdlust totschlagen sollte.

Der Harmlose ist froh, wenn er selbst nicht behelligt wird und geht gern jedem größeren Tier, zumal dem Menschen aus dem Wege.

Am liebsten nimmt er Mäuse zu sich, giftige Schlangen packt er ohne Besinnen und zermalmt ihnen oft nach heftigem Kampf den Kopf, ohne von den Giftbissen ernstlichen Schaden zu nehmen.

Sehr drollig ist, wie der Igel seine Nahrungsmittel oft auf seinem Rücken nach Hause trägt. Er wälzt sich nämlich in dem Laube herum, dort wo es am dichtesten ist und spießt sich hierdurch eine Ladung auf die Stacheln, die ihm dann ein ganz großartiges Aussehen gibt. In ähnlicher Weise schafft er auch Obst in seine Behausung.

Es ist nicht allzu schwer einen Igel zu zähmen, man braucht ihn nur an einem ihm passenden Ort unterzubringen. Er gewöhnt sich bald an den Menschen und verliert ihn gegenüber alle Scheu.

Er nimmt Nahrung zu sich und sucht auch selbst im Hof und Scheuer nach solcher. Zur Vertilgung lästiger Kerbtiere, zum Aufzähren der häßlichen Küchenschaben eignet er sich vortrefflich und liegt diesem Geschäft mit Eifer ob.

Es wäre anzuraten, da wo es angeht, dem Igel kleine Schlupfwinkel für den unschuldig Geächteten anzulegen. C. W. K.

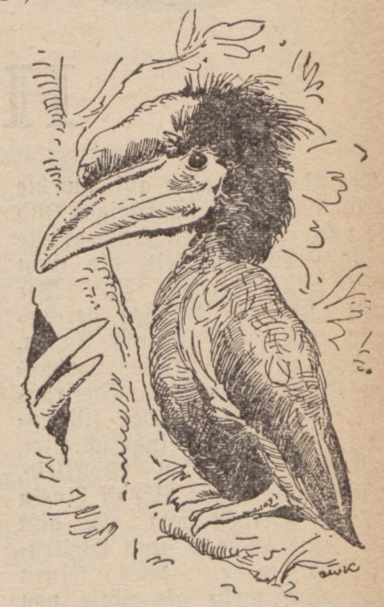
Persische Hundeverehrung

Nach der Zend-Avesta, dem persischen Religionsbuche Zoroaster's, stammt der Hund direkt von dem Lenker der Welt und verdient die Verehrung der Gläubigen. Es werden zahlreiche Hunderassen angeführt und genau beschrieben. Ormuzd, der gute Gott der Perser, verdammt denjenigen, der einen Hund schlägt; seine Seele wird nach dem Tode keine Ruhe finden. Nicht genug daran, daß die Hunde geadelt und ihre Dienste gepriesen werden: der Gesetzgeber stellt ihn dem Menschen fast gleich, indem auch gegen den Hund Strafbestimmungen erlassen werden. „Wenn ein Hund ein Haustier oder einen Menschen verwundet, so schneide man ihm beim ersten Male das rechte Ohr ab, beim zweiten Fall das linke Ohr, beim dritten Fall verstümmele man den rechten Fuß, beim vierten den linken, beim fünften schneide man ihm den Schwanz ab; bleibt der Hund auch dann noch unverbesserlich, so werde er hingerichtet." Ein Gläubiger aber, der einen Hund wiederholt schlägt und verletzt, wird getötet. Diesen Strafbestimmungen entspricht auch das Leben der Hunde; „wie ein Hund in Persien", so muß damals im Sprichwort ein paradiesisches Dasein geschildert worden sein. Wenn ein Hund hungert, muß der Gläubige herzueilen und ihm Speise bringen. Wer dem Hunde eine unpassende oder schädliche Nahrung verabreicht, wird ausgepeitscht. Die Geburt junger Hunde wird mit einer gewissen Feierlichkeit umgeben, und bis nach Ablauf vierzehn Tagen muß man an ihrem Lager wachen. Ist das junge Tier sechs Monate alt, so soll es von einem unschuldigen Mädchen genährt werden. Dieses Kind macht sich durch solche Pflege um die Menschheit ebenso verdient, wie wenn sie als Priesterin das heilige Feuer des Ormuzd unterhält. Die schwersten Strafen treffen denjenigen, der eine trächtige Hündin beleidigt." Dieses sind die Lehren Zoroaster's, soweit sie sich hier wiedergeben lassen. Denn der alte Religionsstifter gebraucht unter anderem Worte und Vergleiche, die für unsere Zeit zu naiv wären. Nun vergleiche man mit solcher Hundeverehrung die Verachtung, welche den Hund im alten Deutschland trifft. „Hunde tragen" ist eine entehrende Strafe, „Hund" ist bis heute ein gemeines Schimpfwort, „hündisch" nennt man keinen, der nicht ein Abschaum der Menschheit ist. Langsam aber hat sich auch bei uns in vielen Kreisen eine persische Vorliebe für die Hunde eingebürgert.

Hornvögel

Wohl die seltsamsten Gestalten der gesamten Vogelwelt sind die Hornvögelarten, deren Größe zwischen der einer Krähe und der eines ausgewachsenen Truthahns wechselt. Ihr sonderbares Aussehen lenkte die Aufmerksamkeit der arischen Einwanderer Indiens und Ceylons auf sich und so entstand wahrscheinlich der Mythos vom sagenhaften Vogel Phönix.

Sie tragen bei mehr oder weniger gebogenem Riesenschnabel eine Art Hornhelm. Prächtige Farben wie leuchtendes Ziegelrot, Orange, Gelbweiß und Schwarz geben der am Helm aufsitzenden Mähne besonders auffallende Prägung und dienen wohl dazu, stärkere Feinde abzuschrecken. Ein weiteres Schutzmittel dieser eigenartigen Gesellen ist ihre trompetenhaft laute, mißtönende Stimme, ähnlich dem Schreien des Esels.



Sie schreckt wohl abergläubische Jäger und hält sie dem Nest fern, ebenso Affen und Wildkatzen, die es auf die nackten Jungen abgesehen haben könnten.

Höchst merkwürdig sind die Nistgewohnheiten der Hornvögel. Eine große Höhlung am Baum, möglichst an der Gabelung zweier Aeste wird von dem Vogel erweitert und ausgebaut.

Sind die rauhschaligen Eier gelegt, schickt sich das Weibchen zum Brüten an und wird vom Männchen eingemauert. Der Riesenschnabel dient dabei als Kelle, bis die Nestöffnung so weit zu ist, daß das Weibchen nur Kopf und Schnabel durch die Oeffnung stecken kann. Von den hinterindischen Hornvögeln erzählen die Eingeborenen, das Männchen mauere aus Eifersucht das Weibchen ein und wenn das Männchen merke, daß während seiner Nahrungssuche ein anderes Männchen am Neste gewesen sei, schließe es vollends im Zorn die Oeffnung, so daß das Weibchen verhungern müsse.

Dieses Einmauern ist aber wohl lediglich die Fürsorge um zu verhüten, daß während des Brütens das hilflose Weibchen aus dem Nest falle. C. W. K.



Schnecken zu vertreiben. Findet man an den Wänden oder auf dem Boden des Kellers glänzende Spuren, dann ist es gewiß, daß sich Schnecken in der Nähe aufhalten. Um sie zu entfernen, streue man gebrannten Kalk oder Eisenvitriol. Mit letzterem muß man allerdings sehr vorsichtig sein, weil es Gift ist. Bemerkt man auch in der Wohnung Schnecken, dann lege man nur hier und da mit Teer bestrichene Holzstückchen hin. Den scharfen Teergeruch können die Schnecken nicht vertragen.

Von Frauen – für Frauen

HERBST-MODEN

Der Vorhang ging auf, und die Herbstmode liegt als fertiges Bild vor uns. Das Bemerkenswerteste ist ihre Vielfältigkeit, die nicht mehr zu übertreffen ist. Wer heute nicht das Richtige herausfindet, wird es niemals finden, denn es ist einfach alles vorhanden. Vom Renaissance-Edelfräulein, welches in weichen fließenden Gewändern einherschreitet, bis zum einfachsten Wollkleid, welches bis in den Abend hinein getragen werden darf. Es gibt auch keine Längen und Weitenvorschrift mehr. Wer keinen Grund hat, mehr als nötig von seinen Armen und Beinen zu zeigen, nimmt eben ein paar Zentimeter Stoff mehr und bedeckt sich damit liebevoll.

Stoffe sind diesmal wichtiger als sonst, da sehr viel Neues geschaffen wurde. Für Mäntel und Jackenkleider gibt es Angora-, Shetland-, Noppen-, Baumrinden-, Waffel- und gerippte Kreppstoffe. Für Kleider verarbeitet man schwere originelle Gewebe in Hammerschlagmustern, Wellen und Borkenlinien. Daneben behaupten sich glatte Seiden und sehr viel Sammet.



Die Linie: Lang und schlank heißt ihre Parole. Sie wird so gebieterisch gefordert, wie noch nie und man verlangt von jeder Frau, daß sie sich die Mühe macht, wenigstens schlank zu erscheinen. Man kann sehr viel dazu beitragen, wenn man alle Stoffe aufteilt, schräg verarbeitet und mit Biesen und Nähten wieder zusammensetzt. Wichtig und unerläßlich ist die genaue Kenntnis des eigenen Körpers.

Farben: Rostbraun, braun, elefantengrau, weinrot, grün und schwarz-weiß sind die bevorzugten Töne. Auch hier ist die Auswahl so groß, daß für alle gesorgt wurde.

Der Mantel: Er ist der Liebling des Augenblicks. Reicher Pelzschmuck macht ihn kleidsam und elegant. Man arbeitet lose Teilchen aus Pelz in Form von Perinen, Capes, Krawatten und Lätzchen. Die Mäntel sind bis über die Hüfte der Figur aufgearbeitet, und springen dann zu einer mäßigen Weite aus. Sie werden stark übereinandergeschlagen. Der Aermel bedeutet für jedes Modell eine Besonderheit.



Der Vormittag: Der sportliche Anzug wird im Straßenbild vorherrschen. Man weiß, daß er an Jugendlichkeit nicht zu überbieten ist. Wir werden Jackenkleider, farbige Wollkompletts und selbständige Mäntel aus den neuen Wollstoffen tragen.

Der Nachmittag: Die Kleider sind vielfach geschlungen und drapiert und sind aus Seide und noch häufiger aus Sammet gearbeitet. Ihr Hauptreiz liegt in der schönen Linie, aber sie sind anspruchsvoll, und wollen getragen werden. Eine Frau, die das nicht meisterhaft versteht, sollte lieber dem sportlichen Stil treubleiben, der durchaus elegant wirken kann.

Die Hüte sind klein. Ein wenig garnierter und ideenreicher, wirken sie weicher als die sommerliche Kappe. Kaum noch zu steigern ist die Vielfältigkeit der Schleife. Zweierlei Material, Filz in Verbindung mit Sammet, ist neu. Oft lassen die Hütchen



ein Stück Frisur sehen, oder man flechtet den Rand eines kleinen Sametgebildes zum Zopf, und täuscht damit eine Gretchenfrisur vor. Federn, Schnallen, Bandeaus und Reiher werden verwendet.

Das Tagesendkleid: Es ist überall am Platze, wo nicht ausdrücklich große Toilette Vorschrift ist. Aus dunkler weicher Seide, ohne irgendeinen Einfall, der einem nach kurzer Zeit auf die Nerven geht, fließt es an seiner Trägerin herunter. Das Material muß besonders gut sein, da so ein Kleid viel getragen wird.

Das Abendkleid zeigt wieder einmal, daß man keine Mode ohne die Frauen machen kann. Sie lehnen einfach alles ab, was ihnen zu komplizert erscheint, und verlangen tragbare Kleider. Man geht am Abend sehr lang angezogen und läßt nur die Schuhspitze hervorschauen. Der Rückenausschnitt ist tief, die Hüften immer noch schmal, die Weite liegt im untern Teil des Kleides. Handbreite Säume, eng gearbeitet, von den Knieen ab leicht gerüscht, arbeiten die Figur vorteilhaft heraus. Man ergänzt jedes Kleid durch ein winziges Jäckchen in der gleichen Farbe oder in einem harmonierenden Ton.

Der Verschluß: Einzelne große Knöpfe in aparter Form, schräg gestellte Gruppen Metallknöpfe, viereckig geschnittenes Horn und Galalith werden sich behaupten.

Der Gürtel: Verknotet und verschlungen, nach rückwärts geführt und irgendwo endend, wo man es am wenigsten vermutet, trägt er dazu bei, den Kleidern ihre Note zu geben.

Der Aermel ist der wichtigste Teil aller Kleider und Mäntel. Weite, auf Gummi gezogene Puffen, Keulen, Flügel, Raglan, Epauletten, alle sind gleichmäßig beliebt und stehen zur Verfügung.



Schmuck: Man ist großzügig geworden und erlaubt Schmuck, der nicht aus Edelsteinen besteht. Stets sind diese Ringe, Ketten und Armbänder groß und wirkungsvoll, aber sie wollen nur schmücken und nicht kostbar sein.



Schuhe: Morgens ist der sportliche Einspangen- oder Bindeschuh richtig. Erst am Nachmittag kommt der Pumps aus feinem Leder mit hohem Absatz zu seinem Recht. Dem Abend ist der ausgeschnittene Seiden- und Sammetschuh vorbehalten.

Der Handschuh ist jetzt viel öfter aus Stoff als bisher. Man hat herausgefunden, daß man ebenso gut angezogen ist, wenn die Handoberfläche mit Seide, Sammet oder dem Stoff des Kleides bedeckt ist.

Wissenswertes Allerlei

Die neuesten Heiratsstatistiken zeigen, daß sehr viele Frauen Männer heiraten, die jünger sind als sie selber. Zum Beispiel heiratete eine dreißigjährige Frau einen siebzehnjährigen Mann, während zwei Frauen von 40 Jahren junge Männer von zwanzig nahmen.

*

Durch Sammeln alter Flaschen und Verkauf derselben hat ein Mann in den letzten 3 Jahren 6000 Mark einer Wohltätigkeitsvereinigung zuführen können.

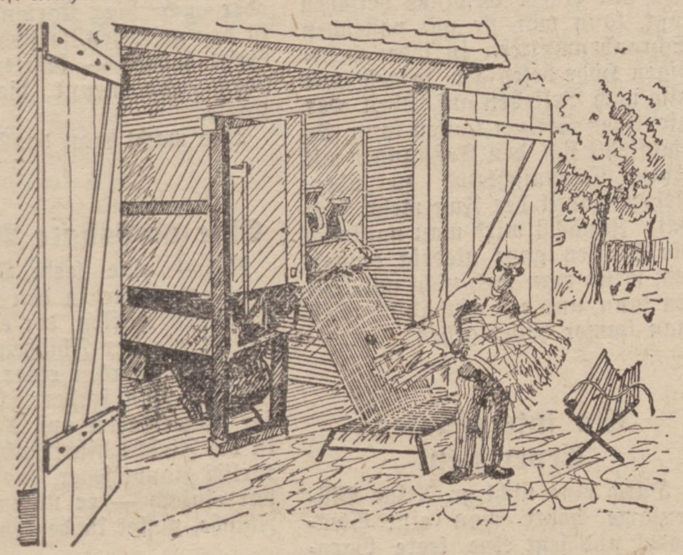
Holz erzeugt etwa ein Viertel der Wärmemenge, die das gleiche Quantum Steinkohle gibt. Holzkohle dagegen liefert fast die gleiche Wärmemenge wie Steinkohle.

In der Türkei ist ein neues Gesetz in Vorbereitung, das nur verheirateten Männern die Berechtigung zugestehen will, ein Auto zu lenken. Man meint, daß mit der Verheiratung das Verantwortungsgefühl sich steigert, so daß dadurch die Unglücksfälle vermindert werden.

AUS DER PRAXIS

Erleichtertes Strohbinden

Die Beseitigung des ausgedroschenen Strohs bereitet bei den großen Dreschmaschinen, die mit Strohpresse und Stroh-Förderer-Einrichtungen verbunden sind, keine Mühe. Anders dagegen bei kleinen Dreschmaschinen, bei denen das von den Schüttlern auf die Schurre beförderte Stroh hinter der Maschine niederfällt und dort meist zur Seite geschafft wird, um aufgebunden und weggesetzt zu werden. Das Aufbinden ist mühevoll, weil es in dauernd gebückter Haltung und meist



in einer staubreichen Luft erfolgen muß. Man kann sich die Arbeit bedeutend erleichtern und vereinfachen, wenn man die Schurre mit einem bequem erreichbaren Abrafftisch verbindet. Es ist zweckmäßig, außerdem einen Bindebock anzufertigen und in praktisch erreichbarer Nähe aufzustellen. Nach Erfahrungen, die Dipl.-Landwirt Ohl in den Mitteilungen der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft veröffentlicht, genügt es, wenn Abrafftisch und Bindebock aus Latten hergestellt werden, wie es die Abbildung zeigt. In den Bindebock wird zuerst ein Seil gelegt; dann kann man das ausgedroschene und von der Dreschmaschine kommende Stroh aufrechtstehend zusammennehmen und auf den Bindebock legen. Ist das Bündel groß genug, dann wird es mühelos zusammengebunden. Die auf diese Weise erreichte Arbeitserleichterung verhütet eine starke Ermüdung und steigert dementsprechend die Leistungsfähigkeit der mit dem Strohbinden betrauten Personen.

Klauenpflege des Milchviehs

Da bei ständiger Stallhaltung die Tiere an einen bestimmten Platz gebunden sind, so sind es vor allen Dingen die Klauen, welche fortwährend wachsen, weil sie nicht abgenutzt werden. Es bilden sich auf diese Weise die sogen. Pantoffelklauen; diese sind nicht nur ein Schönheitsfehler sondern schaden den Tieren außerordentlich. Je länger die Klauen werden, desto mehr muß das ganze Körpergewicht nicht von der harten Klaue (wie es normal sein sollte) sondern von dem weichen Ballen getragen werden. Die Sehnen und Bänder werden dadurch übermäßig ausgedehnt und gezerrt, und sehr oft entstehen sogar blutige Quetschungen. Es ist begreiflich, daß die Tiere dadurch ständig Schmerzen haben, und es ist daher unbedingt erforderlich, daß man mindestens im Jahre einmal jedem einzelnen Tiere von einem tüchtigen Hufschmied die Klauen nachsehen und gewissenhaft beschneiden läßt. Die wenigen Mark für eine derartige Ausgabe werden sich doppelt lohnen. Wer die Klauenpflege seines Milchviehes vernachlässigt, begeht eine Tierquälerei, welche eigentlich bestraft werden müßte.

Ladestiege

Das Aufladen der geernteten Kartoffeln ist durch das notwendige Hin- und Hergehen in dem aufgelockerten Boden schon beschwerlich genug. Bei Verwendung hoher Kastenwagen, in denen die Kartoffeln in loser Schüttung zur Miete oder zur Einsäuerungsgrube weggefahren werden, kommen für die Arbeitskräfte noch besondere Anstrengungen des Aufladens hinzu. Sie bedingen schnelle Ermüdung, welche die Leistungsfähigkeit herabdrückt. Dann pflegen die Sammelkörbe nicht gerade pfleglich behandelt zu werden. Die Verwendung einer Ladestiege kann daher eine merkliche Erleichterung und Beschleunigung der Kartoffelernte herbeiführen. Mit Bequemlichkeit oder gar Faulheit hat das nichts zu tun; denn der menschlichen Arbeitskraft sind Grenzen gesetzt, und es ist nur vorteilhaft, den Zeitpunkt hinauszuschieben, an dem sie erreicht werden; denn Haushalten mit der Arbeitskraft führt zur Leistungssteigerung. Die gleichen Dienste wie die Ladestiege tut auch eine Ladetreppe, die an dem oberen Ende der Treppenbacken hakenförmig gebogene Bandeisenfortsätze trägt, mittels deren sie an den oberen Holmen des Kastenwagens eingehängt wird. Eine solche Ladetreppe steht zwar etwas steiler, sie ist aber leichter und daher bequemer fortzuschaffen.

Rotes Wasser der Kaninchen

Jetzt in der Uebergangszeit sind Erkältungen bei Kaninchen nicht selten. Als Folge davon tritt leicht rotes Wasser oder Blut-Urin auf, d. h. er ist blutrot gefärbt. Die erkrankten Tiere sitzen still zusammengekauert in einer Ecke. Die Behandlung muß darauf abzielen, die Krankheitsursache zu beheben. Man wird zunächst nachforschen, ob nicht irgendwie Zugluft an den Stall kommt; sie muß sofort verhindert werden. Dann sorgt man für einen warmen Stall durch tiefe Strohstreu. Kräftige Ernährung sorgt für eine gute Entwicklung und Körperwärme. In Betracht kommen Hafer- und Bohnenmehlbrei, gekochte Kartoffeln und Mohrrüben und ein wenig Gartenpetersilie. Die Grünfütterung wird ausgesetzt. Zum Trinken dient reines, abgestandenes Wasser. Dann wird noch geraten, täglich zweimal mit einer mittelharten Bürste das Tier zu bürsten, besonders in der Nierengegend.

Futterwürze

Die Bedeutung der Würzstoffe für die Verbesserung der Futterwirkung wird meist überschätzt. Daher genießen Milch- und Mastpulver noch eine Wertschätzung, die sie gar nicht verdienen. Meistens bestehen sie aus wohlriechenden oder bitterschmeckenden Stoffen wie Anis, Fenchel, Kümmel, Wacholderbeeren und manchen Chemikalien wie doppeltkohlensaurem Natron, Schwefelblumen und Schwefelantimon, Gaisraute, Jaborandiblättern, phosphorsaurem Kalk, Kochsalz usw. Bei Zusatz derartiger Stoffe zu völlig geschmacklosem faden Futter, das etwa aus Stroh, Stärkemehl, Kleber besteht, ist ein günstiger Einfluß auf die Steigerung des Milchertrages und auf die Absonderung von Milchfett beachtet worden. Praktische Bedeutung kommt den Würzstoffen aber nicht zu, weil unter gewöhnlichen Verhältnissen die meisten Futtermittel ähnliche Stoffe in großer Menge enthalten, so daß bei ihnen Zulagen in Form von Fenchel, Anis, aromatisch und bitter schmeckenden Kräutern, Wurzeln und Beeren keine Wirkung ausüben. Daher faßt Kellner sein Urteil, dem man nur beipflichten kann, wie folgt zusammen: „Wo man es also mit normalem Futter und gesunden Tieren zu tun hat, und nicht ausschließlich ausgelaugtes, fades oder verdorbenes Material zum Verzehr bringt, da bedarf es einer Beigabe von Würzstoffen nicht." In der Regel können somit die Ausgaben für Futterwürze erspart werden.

Lesefrüchte

Die Wirkung des Humus im Boden kann eine mehrfache sein. Seine Hauptwirkung beruht in der Erzeugung von Kohlensäure. Sie dient den wachsenden Pflanzen direkt als Kohlenstoffquelle zur Erzeugung ihrer organischen Substanz. Ein großer Teil wird im Bodenwasser gelöst, und diese Kohlensäurelösung trägt wesentlich zur Lösung sonst unlöslicher Pflanzennährstoffe, vornehmlich von Kali und Phosphorsäure, bei. Professor Dr. M. Popp.

*

Merkworte:

Roggensaat will den Himmel sehen.

Die gelben Drahtwürmer im Boden müssen ausgelesen und vernichtet werden; im Großen hilft eine kräftige Kainitdüngung.

Schafmist geht über Gottes Segen.

Der Komposthaufen ist die Sparbüchse des Wirtschaftshofes.

Dreschmaschinen, die im Freien stehen, müssen nachts durch Plane oder durch eine hohe Strohlage vor Feuchtigkeit geschützt werden.

FÜR DIE PRAXIS

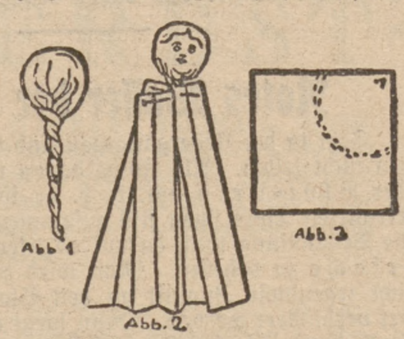
FÜR DIE JUGEND

Eine Puppe aus Papier

Zur Herstellung dieser hübschen Papierpuppe brauchen wir nichts als einen Bogen braunes Packpapier, und eine alte weiße Tüte, die sicherlich in der Küche zu finden ist. Abb. 1 zeigt uns den Kopf der Puppe, der aus zusammengedrehten weichem weißen Papier besteht, um das wir die Papiertüte herumlegen, die wir unten zusammendrehen. Auf der glattesten Seite des Kopfes malen wir mit Feder und Tinte das Gesicht



der Puppe auf. Nun nehmen wir einen Streifen braunes Packpapier, etwa 75 cm lang und 20 cm breit, falten es in Streifen zusammen, heften es am Rand zusammen und legen es um den Kopf der Puppe, wie Abb. 2 es zeigt. Aus weißem Papier schnei-



den wir nun eine Schürze, und aus einem quadratischen Stück brauner Pappe Kappe und Umhängetuch. (Abb. 3.) Die punktierte Linie bezeichnet, wo die Kappe anfängt und das Tuch aufhört. Diese punktierte Linie muß also um den Hals der Puppe herumlaufen. Die Fransen des Umhängetuches schneidet man mit einer Schere ein. Zum Schluß legt man noch eine bunte Schleife um den Hals, eine andere kleinere Schleife um den Hut, und die Puppe ist fertig. Unsere kleinen Geschwister werden sich über dieses Spielzeug, um so mehr freuen, als sie es ruhig kaputt machen können. Der Schaden ist nicht groß, und eine neue Puppe ist schnell wieder gemacht.

Der „blinde Fleck“

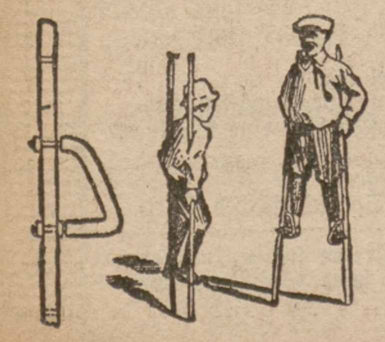
Es gibt einen sehr einfachen Versuch, um nachzuweisen, daß es im Auge einen Punkt gibt, der für Lichtstrahlen unempfindlich ist. Wenn man das linke Auge schließt und das Kreuz mit dem rechten Auge betrachtet, indem man die Zeichnung mit ausgestrecktem Arm hält, sieht man zugleich den rechts stehenden Fleck. Nähert man aber allmählich das Blatt dem Auge, so gelangt man endlich dahin, daß der schwarze Fleck gänzlich verschwindet. Bei weiterer Annäherung erscheint er wieder, und man kann ihn so nach Belieben verschwinden machen, indem man ihn in der ganz bestimmten Richtung hält, von welcher die Lichtstrahlen auf den unempfindlichen Teil der Netzhaut fallen müssen.





Lernt Stelzenlaufen

Selbstverständlich muß der Anfänger zunächst auf ganz niedrigen Stelzen laufen, und ebenso braucht ein größerer Junge höhere Stelzen als ein kleinerer. Aus diesem Grunde sind verstellbare

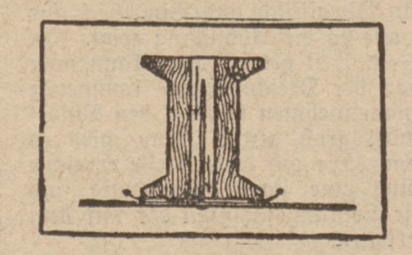


Stelzen sehr empfehlenswert, deren Anfertigung hier nachstehend geschildert werden soll, da sie ganz einfach ist.

Zunächst besorgt man sich zwei gleich lange Stöcke aus möglichst hartem Holz, die man an den Enden leicht abrundet. Dann bohre man, indem man in etwa 30 cm Höhe über dem Boden anfängt, 10 oder 12 Löcher in die Stöcke, immer mit etwa 5 cm Abstand voneinander und einem Durchmesser von etwa 1—1½ cm. Bei einem Schmied läßt man sich dann aus Eisen von dem gleichen Durchmesser ein zweimal gebogenes Uförmiges Stück zurechtbiegen, wie es links auf der Abbildung zu sehen ist, so daß es immer gerade in zwei Löcher hineinpaßt. Die beiden Enden müssen also den gleichen Abstand voneinander haben wie die Löcher in den Stelzen. Dadurch, daß man die beiden Enden mit einem Gewinde versehen läßt, kann man sie mit passenden Schraubenmuttern in jeder beliebigen Höhe befestigen, so daß man also nach Belieben auf hohen oder niedrigen Stelzen laufen kann. Es empfiehlt sich, den Fußständer mit einem Gummischlauch zu überziehen, damit der Fuß mehr Halt hat. Zunächst wird man natürlich die Stelzen ganz niedrig einstellen, wenn man noch nicht gut laufen kann, und erst allmählich wird man immer höher gehen.

Ein interessantes Experiment

Durch eine nicht zu kleine Visitenkarte bohrt man eine Stecknadel und setzt eine leere Garnrolle darauf, so wie unsere Abbildung das zeigt. Bläst man nun am anderen Ende in die Garnrolle hinein, so wird die Karte nicht etwa, wie man annehmen sollte, fortgeblasen, sondern sie bleibt wie angeheftet an der



Garnrolle. Die Erklärung für die eigenartige Erscheinung ist folgende: Die an den Seiten der Garnrolle entlangstreichende Luft erzeugt zwischen der Spule und der Karte ein sogenanntes Vacuum, d. i. ein luftleerer Raum, in dem zumindest die Luft stark verdünnt ist. Durch dieses Vacuum wird die Karte an der Rolle festgehalten, obwohl man dagegenbläst.

Wie macht man das?

Leute, die sich auf Kartenkunststücke verstehen, sind in Gesellschaft sehr beliebt. Die meisten der Zuschauer begnügen sich wohl mit dem Vergnügen an der Hexerei, die keine ist — manche aber werden sich eifrigst überlegen: „Wie macht man das?“ Nicht allein weil man nicht gern der Gefoppte ist, sondern auch — weil man den Trick gern selbst können und ausüben möchte. Denn Leute, die sich auf Kartenkunststücke verstehen . . .

*

Da läßt man beispielsweise aus einem vollen Kartenspiel eine beliebige Karte ziehen. Und ohne daß man selbst auch nur einen Blick darauf werfen kann, können sämtliche Spielteilnehmer sich von dem Kartenbild überzeugen. Dann bittet man den Mann, der die Karte zog, sie beliebig irgendwohin in das Spiel zurückzuschieben, jedoch nachdem man dieses Spiel mit einem Tuch bedeckt hat. Unter der Decke, die nicht aufgehoben werden darf, kann der Betreffende nach Belieben das Spiel mischen, oder auch die Karten abheben. Ist das geschehen, so zieht man das Spiel hervor — blättert es rasch durch und nennt die gezogene Karte.

Wie macht man das?

Eine unlösbare Aufgabe

Nehmt eine leere Weinflasche und legt vorne in den Hals hinein einen Korken, der etwas kleiner ist als der Flaschenhals, also etwa den Korken einer Medizinflasche. Nun fordert irgendeinen der Anwesenden auf, den Korken in die Flasche hineinzublasen. Natürlich glaubt jeder, das sei furchtbar einfach — er nimmt also die Flasche, pustet in den Hals hinein



und erlebt das Merkwürdige, daß der Korken aus der Flasche herausfliegt, anstatt hineingeblasen zu werden. So oft man es auch versucht, das Resultat ist immer das Gleiche.

Die Ursache für diese sonderbare Erscheinung ist folgende: Da die Flasche mit Luft gefüllt ist, bildet sich, wenn wir hineinpusten, in ihrem Innern ein gewisser Ueberdruck. Dieser Druck ist so stark, daß er den lose im Flaschenhals sitzenden Korken herausbläst.

Die mißtrauischen Zigeuner

Unter den musizierenden Zigeunern, wenn sie zur Sommerszeit in den Schänken ihre Weisen ertönen ließen, war es üblich, daß einer der fahrenden Gesellen mit Einsammeln des klingenden Lohnes betraut wurde. Damit er nun seine musizierenden Gefährten bei dieser Arbeit nicht übers Ohr hauen konnte, wurde ihm eine Fliege in die linke geschlossene Hand gegeben, während er in der Rechten den Sammelbecher trug.

Die Fliege mußte dann von ihm, wenn er vom Einsammeln zu den Gefährten zurückkam, unversehrt wieder mitgebracht werden, zum Zeichen, daß er von dem Gelde nichts veruntreut hatte. Fehlte sie oder war sie zerdrückt, so ging er seines Anteils verlustig, eine eigenartige, aber gute Sicherung.



Lies und Lach'!



DER BEWEIS

Von Lukas

Der berühmte Chirurg Professor Giordano kommt in ein großes Bankhaus in Rom und will etwas Geld beheben, hat aber keine Ausweispapiere bei sich.

„Aber, Herr Professor", sagt der Bankbeamte liebenswürdig, „Sie werden doch Ihre Identität gewiß irgendwie nachweisen können..."

Der Professor nimmt ein Hündchen vom Boden auf, zieht ein Sezierbesteck aus der Tasche, schneidet gewandt das Hündchen auf, weist auf Leber, Milz und Herz, näht alles wieder ein, und das Hündchen entläuft fröhlich wedelnd.

„Kein Zweifel, kein Zweifel — das kann nur Professor Giordano sein!... und begeistert überreicht man ihm das Gewünschte.

Herein tritt der Finanzminister, der die Lire stabilisiert hat, mit demselben Anliegen und gleichfalls ohne Papiere.

„Aber, Herr Minister, Sie werden uns ohne Zweifel Ihre Identität irgendwie glaubhaft machen können..."

„Meine Herren", sagt der Finanzminister mit großer Geste, „Sie haben doch alle eine Brieftasche und ein Portemonnaie bei sich. — Abra kadabra...! — Bitte, meine Herren, sehen Sie nach — Sie werden nur mehr leere Taschen vorfinden!"

Die Umstehenden erkennen an diesem Kunststück mit Begeisterung, daß dieser Mann wirklich niemand anders sein könne, als der Finanzminister.

Nun kommt S., der zweite Marineminister, ein bekannt minderbegabter Staatsmann. Pech, — er hat keine Legitimationspapiere und will Geld abheben.

Man erzählt ihm tröstend, wie brillant sich der Chirurg und der Finanzminister aus der Affäre gezogen haben. „Auch Sie, Herr Minister, werden bestimmt etwas können, woraus wir erkennen, daß Sie es sind und kein anderer."

„Aber, meine Herren", sagte S. nervös und verzweifelt, „ich kann nichts, wirklich gar nichts, ich versichere Sie, ich kann nichts!"

„Aber dann unterliegt es ja nicht dem geringsten Zweifel, Herr Marineminister; der Identitätsbeweis ist Ihnen restlos geglückt! Hier, bitte, die Quittung!"

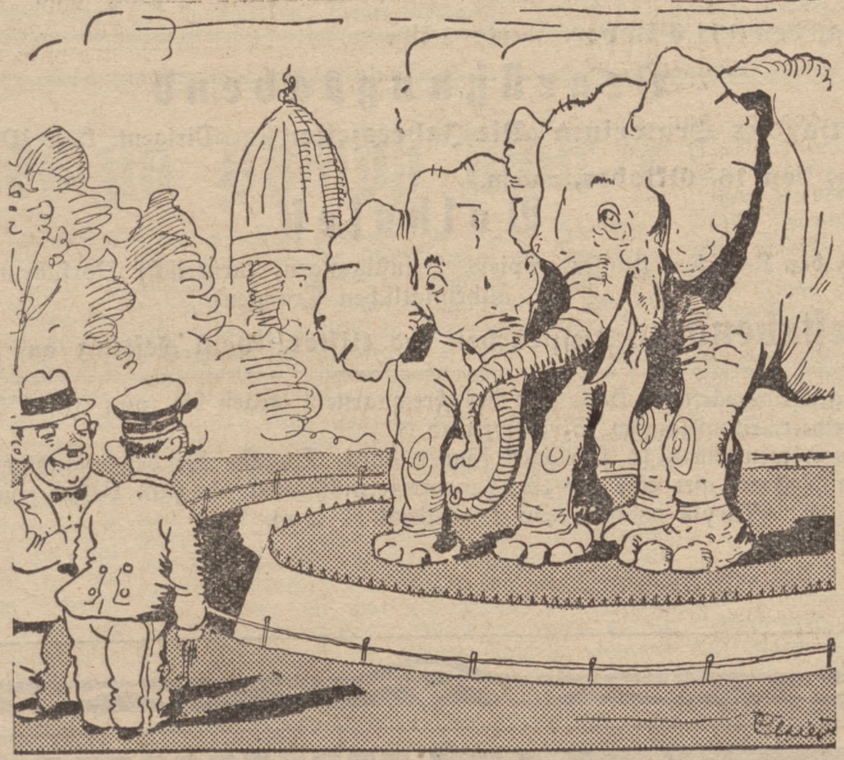
*

Von dem ehemals sehr bekannten Komiker Reusche erzählte man sich folgende lustige Anekdote: Reusche, sein Freund Helmerding und ein Kreis von Bekannten pflegten sich allabendlich in einem Restaurant in der Nähe des Wallnertheaters in Berlin zu treffen. Eines Tages — der gesamte übrige Freundeskreis, mit Ausnahme Helmerdings, war versammelt — tritt Reusche mit niedergeschlagener Miene ein, setzt sich, ohne ein Wort zu sprechen, hin und erzählt, als die Freunde ihn nach der Ursache seines Kummers frugen: Helmerding sei gestorben. Alle Anwesenden sind sehr bestürzt, man spricht über den Komiker und Freund, man betrauert ihn, man erzählt allerlei Züge und Geschichten aus seinem Leben, man ist noch in voller Kümmernis, als die Tür aufgeht und — Helmerding mit dem vergnügtesten Gesicht von der Welt hereintritt. Verdutzt sehen die Bekannten Reusche an, dieser aber flüstert seinen Freunden zu: „Pst! pst! regt ihn doch nich auf, — er weeß ja noch iar nischt davon!..."

*

Bei einem Londoner war ein Schotte zu Besuch, der diesen Besuch über Gebühr ausdehnte. Der Hausherr wollte seinem Gast durch die Blume sagen, daß er an die Heimreise denken möge und sagte deshalb: „Ihre Angehörigen werden Sehnsucht nach Ihnen haben!" Worauf der Gast strahlend antwortete: „Zu nett, daß Sie daran gedacht haben, ich werde meine Familie gleich nachkommen lassen!"

*



Sagen Sie, Herr Wärter, was kosten denn so'n Paar Elefanten? Wissen Sie, ich möchte nämlich 'ne Farm aufmachen, denn mit den Hühnern ist ja heutzutage nichts mehr zu verdienen!! —

Voltaire war ein großer Liebhaber des Tabakschnupfens. Als ihn jemand darauf aufmerksam machte, daß der Tabak einer der größten Feinde der Menschheit sei, antwortete er mit seinem Lächeln: „Sie haben recht, aber vergessen Sie nicht, daß es geboten ist, unsere Feinde zu lieben."

Benno hatte eine schwerreiche Braut, doch er hat sie nicht mehr.

„Warum eigentlich, Benno?"

„Ich habe die Verlobung auf den Rat eines bekannten Graphologen aufgelöst, der ihre Schrift gesehen hat."

„Was ist aus ihr geworden?"

„Der Graphologe hat sie geheiratet."

*



Ein Gendarm trifft auf der Landstraße 2 Handwerksburschen. Er fragt den einen:

„Wo wohnen Sie?"

„Nirgends, Herr Wachtmeister."

Er fragt den anderen: „Und Sie?"

„Gegenüber, Herr Wachtmeister."

*

Nicht wahr, Vater, den ersten Lautsprecher hat Edison gemacht? — Nein, mein Sohn, den ersten Lautsprecher hat der liebe Gott gemacht. Edison schuf den ersten Lautsprecher, den man abstellen kann.

*



Während des Einseifens fragt der Friseur seinen Kunden: Habe ich den Herrn schon mal rasiert? — Nee, die Schrammen stammen von einem Autounfall.



Jeden Tag halten Sie hier bei grünem Licht und hemmen den Verkehr, wissen Sie denn nicht, daß das falsch ist! ? — Entschuldigen Sie, ich bin verliebt und sehe die ganze Welt in rosigem Licht! —

Einladung.

Am Samstag, dem 15., und Sonntag, dem 16. Oktober d. Js., wird im neuen grossen Saal des Deutschen Hauses in Stanislau eine

„Jahrhundertfeier"

veranstaltet, zu der jeder Volksgenosse von nah und fern herzlichst eingeladen ist.

Samstag, den 15. Oktober, abends 8 Uhr

Begrüßungsabend

mit Josef Haydns Oratorium „Die Jahreszeiten". Dirigent: Herr Willy Schramm.

Sonntag, den 16. Oktober, nachm.

Volksfest

auf dem Spielplatz des Deutschen Hauses (Spiele, Belustigungen, turnerische Vorführungen, Volkstänze in altheimatlichen Trachten).

8 Uhr abends **Festabend** mit Ansprachen und Historischem Festzug auf der großen Bühne.

Anmeldungen auswärtiger Gäste sind der Freiquartiere wegen bis zum 10. Oktober zu richten an H. Alfred Hargesheimer, Stanislawow, Szydłowskiego 3.

Gruppen von wenigstens 15 Personen können durch Eingabe bei der zuständigen Bahndirektion von einem gemeinsamen Reiseort aus eine 33⅓% Fahrpreisermäßigung als zum Besuch einer kulturell-bildenden Veranstaltung erhalten. (Taryfa osob. Część 2, rozdział E. I. a).

Verantwortlicher Schriftleiter: Jaques Keiper, Lemberg. Verlag: „Dom", Verlagsgesellschaft m. b. H. (Sp. z ogr. odp.), Lwów (Lemberg), Zielona 11.